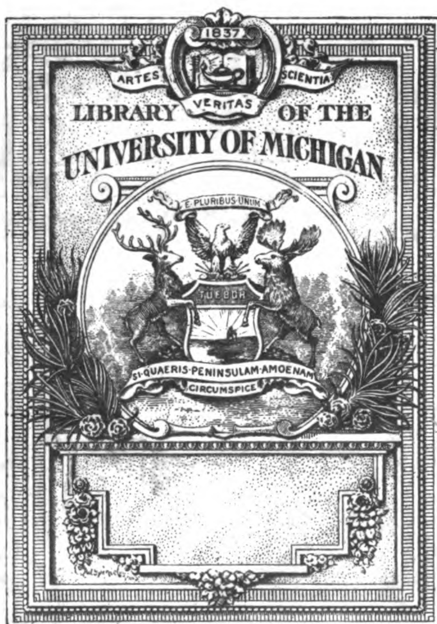

BIBLIOTHEK
DER
Unterhaltung
und des Wissens.
MDCCCXC


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI·QUAERIS·PENINSULAM·AMOENAM
CIRCUMSPICE

Prospekt.

Ihren fünfundzwanzigsten Jahrgang beginnt mit dem vorliegenden Bande unsere **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“**. Sie hat sich in dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens in allen Ländern des Erdballs eine grosse, von Jahr zu Jahr sich mehrende Zahl von treuen Freunden erworben durch den **interessanten Inhalt** ihrer stattlichen Bände sowohl, wie durch deren trotz der enormen Billigkeit **glänzende Ausstattung.**

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt aber auch unsere „Bibliothek“ ihr Programm:

jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur Anlegung einer wirklich gediegenen, spannendste Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek

aufs allerbeste.

Unsere Darbietungen immer aufs neue zu steigern, ist unser stetes Bestreben. Der **neue, modernisierte Einband** wird unsern Lesern eine angenehme Ueberraschung bereiten, der **mit grösster Sorgfalt ausgewählte Inhalt** sie wie immer fesseln und befriedigen.

Die **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“** erscheint vollständig in 13 **vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung.** — Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal **den blossen Einband** zu liefern im stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

An unsere Leser!

Um auch bei Beginn des neuen Jahrgangs unseren geehrten Abonnenten Gelegenheit zur Anschaffung eines ebenso schönen als ausserordentlich billigen Zimmerschmuckes zu geben, haben wir ein **prachtvolles Oelfarbendruckbild:**

Träumerei nach einem Gemälde von A. Seifert

Bildgrösse: 36 cm breit, 53 cm hoch, Papiergrösse: 46 cm breit, 63 cm hoch

herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur

1 Mark pro Exemplar.



Dieses mit 16 Farbplatten gedruckte Kunstblatt, von welchem die vorstehende, bedeutend verkleinerte Nachbildung nur eine schwache Vorstellung geben kann, würde im Kunsthandel weit mehr kosten.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Humoreske „Fräulein Leutnant“ von Fedor Berg-Zalewski. (S. 89)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 · Erster Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Der Rubin.

Kriminalroman von Friedrich Jacobsen.



Erstes Kapitel.

(Nachdruck verboten.)



Vor zwanzig Jahren trug ſich ein Ereignis zu, das wegen ſeiner ſeltſamen Umſtände jedenfalls mehr Beachtung gefunden hätte, wäre nicht ſein Schauplatz eine kleine, entlegene Stadt Süddeutſchlands geweſen, deren einziges Blättchen aus perſönlichen Rückſichten die ganze Angelegenheit unterſchlug. Jene Stadt möge hier Waldau heißen, obgleich der Name thatſächlich anders lautet. —

An einem Spätſommertage ſtieg in dem erſten Gaſthof von Waldau ein Unbekannter ab, der ſich als Mr. Burton in das Fremdenbuch einzeichnete und direkt aus Oſtindien herzukommen vorgab.

Welchen Weg er dabei genommen hatte, um plötzlich in dem von der Küſte ſo weit entlegenen Süden Deutſchlands aufzutauchen, blieb natürlich unerörtert, denn der Reiſende trat nobel auf, zeigte ſich im Beſitze von Geldmitteln und wurde daher von der Polizei nicht beläſtigt.

Ob er wirklich ein Engländer war, ließ ſich ebenſowenig feſtſtellen, wie der Ort ſeiner Herkunft.

Er beherrſchte die deutſche Sprache vollkommen, und

der leichte ausländische Accent konnte nicht auf seine Echtheit hin geprüft werden, denn unter dem Personal des Gasthofes „Zum goldenen Kreuz“ befand sich niemand, der auch nur einigermaßen englisch zu sprechen verstand.

Uebrigens zweifelte kein Mensch an den Angaben des ziemlich wortkargen Mannes.

Es konnte allerdings etwas auffällig erscheinen, daß Mr. Burton, der doch an ein tropisches Klima gewöhnt sein mußte, gerade im Spätsommer das etwas rauh gelegene Waldau aufsuchte, um von dort Ausflüge in die Umgegend zu machen. Diese Neigung wurde auf Rechnung des englischen Spleens gesetzt, und überdies schien der Fremde sich selbst nicht recht behaglich zu fühlen, blieb schon am zweiten Tage auf seinem Zimmer, ließ sich Thee bringen, las alle Zeitungen, deren er habhaft werden konnte, und beklagte sich bitter darüber, daß kein Weltblatt darunter sei.

Leider wurde ein solches in Waldau nicht gehalten; man lebte dort überhaupt recht abgeschieden und wußte nicht, was draußen vor sich ging, wenn es keine hochpolitischen Ereignisse waren. —

Am dritten Tage lud Mr. Burton den Besitzer des Gasthofes zu einer Unterredung auf sein Zimmer. Er sprach zunächst einiges über die stille Abgeschiedenheit des Städtchens, erwähnte dann beiläufig, daß er am nächsten Tage nach London abzureisen gedenke, und fragte endlich mit etwas lebhafterem Interesse nach dem besten Juwelier im Orte.

Die Antwort ging dahin, daß wohl nur von einem einzigen die Rede sein könne.

Burton rieb sich das glattrasierte Kinn, dachte einen Moment nach und entgegnete dann: „Ganz recht — ich habe die Firma schon gesehen; Umbert, nicht wahr?“

„Humbert,“ verbesserte der Wirt.

„Well. Ist der Mann zuverlässig?“

„Selbstverständlich, gnädiger Herr. Der Juwelier Humbert steht im besten Ruf; indessen —“

„Was?“

„Wenn Sie größere Einkäufe machen wollen — seine Auswahl wird wohl nicht sehr bedeutend sein. Ein junger Anfänger, wissen Sie —“

„Das ist mir gerade recht. Junge Anfänger pflegen sich Mühe zu geben. Es handelt sich nur um eine Fassung.“ —

Etwa eine Stunde später trat der Engländer in den kleinen Laden des Juweliers, dessen Besitzer er darin allein antraf.

Humbert war ein stattlicher, auffallend schöner Mann von etwa dreißig Jahren. Sein ruhiges Benehmen erweckte Vertrauen, nur der Blick hatte etwas Stechendes. Das konnte freilich auf die dunkle Färbung der Augen, auf das schwarze Haar und den gleichfalls schwarzen Vollbart zurückgeführt werden; jedenfalls achtete Burton nicht weiter darauf, sondern brachte nach einem flüchtigen Rundblick sein Anliegen sofort vor. Er holte ein schlichtes goldenes Kettenarmband aus der Tasche, dessen Schloß offenbar eine Verzierung getragen hatte, und fragte, ob an die leere Stelle wohl ein Stein gesetzt werden könne.

„Gewiß, mein Herr,“ entgegnete Humbert diensteifrig. „Es kommt nur darauf an, welche Art Sie wünschen. Ein Amethyst würde sich vielleicht recht gut machen, ich habe gerade mehrere hübsche Exemplare auf Lager.“

Burton lächelte etwas von oben herab.

„Ich bin selbst im Besitz eines passenden Stückes,“ sagte er langsam. „Bitte, wollen Sie sich das hier einmal ansehen.“

Die Sonne schien gerade hell in den Laden, und Humbert beschattete seine Augen, als jener ein Papier aus der Westentasche zog und etwas zögernd aufwickelte.

Aber plötzlich zuckte der Juwelier unwillkürlich zurück. Er hatte vielleicht nach dem Aussehen des Armbandes irgend einen Halbedelstein erwartet und sah nun plötzlich einen Rubin von der Größe einer kleinen Walnuß, dessen vierundzwanzig Facetten ein wahres Meer von rotem Licht ausstrahlten.

Er war einfach geblendet.

Burton weidete sich einige Augenblicke an dem fast naiven Erstaunen des sachverständigen Mannes. Dann legte er den Stein auf die Glasplatte eines Juwelenkastens und sagte lächelnd: „Nun, was meinen Sie dazu? Wie würde sich das machen?“

Humbert war ganz ernst geworden. Er betrachtete noch einmal den Rubin von allen Seiten, prüfte ihn genau durch seine Lupe und sagte endlich beinahe feierlich: „Wissen Sie auch, mein Herr, daß das ein sehr — sehr seltenes Stück ist?“

„Nach Ihrem Erstaunen muß ich das fast vermuten. Wie hoch schätzen Sie denn den Stein?“

Der Juwelier nahm eine erneute Untersuchung vor, als wenn er seinen Augen und seinen Kenntnissen in diesem besonderen Falle nicht recht traute. Er wog und maß und rechnete auf einem Blatt Papier — die kleinen Verhältnisse der Stadt traten bei dieser Gelegenheit so recht deutlich zum Vorschein, denn in London oder in Amsterdam würde man den Rubin wohl bewundert, aber doch nicht so viel Aufhebens davon gemacht haben.

Burton wurde fast ungeduldig. „Nun, Herr Humbert?“

„Zwanzig Karat — in jeder Beziehung tadellos,“ murmelte jener; dann sagte er laut und langsam: „Nach meiner besten Schätzung hat dieses Prachtstück einen Wert von fünfzigtausend Mark.“

Mr. Burton mochte sehr viel Geld besitzen, auch war

er jedenfalls ein Liebhaber von edlen Steinen, dennoch schien er eine leichte Ueberraschung nicht ganz unterdrücken zu können. „So hoch hatte ich selbst den Wert nicht bemessen,“ entgegnete er langsam. „Natürlich, ich denke nicht daran, dieses alte Familienstück zu verkaufen, aber Sie würden wirklich die erwähnte Summe dafür zahlen?“

Humbert seufzte. „Wenn ich ein vermögender Mann am großen Orte wäre — sofort; so aber —“

„Nun gut; dann fassen Sie mir den Stein in das Armband.“

Der Juwelier schien nicht auf Verdienst auszugehen; er erhob Einwendungen. Er wies darauf hin, daß der prachtvolle Stein am besten als Kollier, und zwar nur in einem Kranz von Diamanten, gebührend zur Geltung kommen werde; er sprach zuletzt so begeistert, daß seine uneigennützige Absicht zweifelhaft wurde.

Vielleicht hoffte er, selbst ein Dutzend Brillanten bei dieser Gelegenheit anbringen zu können.

Burton hörte ihn gelassen an. Zuletzt machte er Miene, den Stein wieder einzuwickeln, aber da ergab Humbert sich in das Unvermeidliche und erklärte seufzend, die Arbeit in der gewünschten Weise machen zu wollen.

„Sie werden das Juwel wohl bald wieder herausbrechen lassen,“ sagte er zum Schluß, „denn in dieses schlichte Armband gehört eigentlich nur ein Similistein aus Straß oder Glasfluß, von denen ich eine große Auswahl vorrätig habe.“

Dann verschloß er den Rubin vor den Augen des Eigentümers in seinem diebesfesten Schrank und versprach, bis zum nächsten Morgen alles fertig zu stellen. An die Möglichkeit eines Mißtrauens gegen seine eigene Person schien er gar nicht zu denken.

Auch Burton sagte nur im Fortgehen ganz leichthin:

„Aber Sie machen die Arbeit wohl selbst, Herr Humbert, nicht wahr?“

„Selbstverständlich, mein Herr.“ — — —

Am nächsten Morgen Punkt acht Uhr erschien Burton, der seine Adresse natürlich angegeben hatte, wieder im Laden. Er war reisefertig gekleidet, trug eine Tasche in der Hand und erklärte, mit dem nächsten Zug abfahren zu wollen.

Humbert übergab ihm das Armband in einem verschlossenen Etui.

Burton öffnete es, prüfte flüchtig die Arbeit, indem er dabei an das Fenster trat, und erklärte sich für zufriedengestellt. Er wollte mit einem Tausendmarkschein bezahlen, den er, ebenso wie gestern das Juwel, aus der Westentasche holte.

Es war dies die einzige, etwas protzenhafte Handlung, deren sich der angebliche Engländer während seines Aufenthaltes in Waldau schuldig machte, und Humbert nahm mit einem etwas spöttischen Lächeln davon Notiz.

Er bedauerte übrigens, auf eine so große Summe nicht herausgeben zu können, und Mr. Burton fand dann auch richtig in seinem Portemonnaie das nötige Kleingeld beisammen.

Er verwahrte darauf sehr sorgfältig das Etui in seiner Brusttasche und ging.

Humbert blickte ihm kopfschüttelnd nach und zählte als vorsichtiger Geschäftsmann einige Ringe nach, die in einem offenen Kasten auf dem Ladentisch standen. Es fehlte aber keiner. —

Das war am Mittwoch gewesen.

Am Sonnabend derselben Woche erschien Mr. Burton abermals ganz unerwartet in dem Laden des Juweliers. Er traf diesmal außer dem Besitzer des Geschäfts noch einen alten, sehr würdig aussehenden Herrn an, nahm

indessen von diesem nicht die geringste Notiz, sondern ersuchte sofort und in offenbar sehr erregter Weise den Juwelier um eine Unterredung unter vier Augen.

Die beiden traten in einen anstoßenden Raum, dessen Thür indessen angelehnt blieb, und hier entwickelte sich ein so heftiger Streit, daß der im Laden zurückgebliebene alte Herr unfreiwilliger Zeuge der ganzen Verhandlung wurde.

Sie drehte sich um den von Humbert gefaßten Rubin.

Burton behauptete in den gröbsten, wenig Bildung verratenden Ausdrücken, daß er das Opfer eines schändlichen Betrugs geworden sei. Er habe auf der Heimreise einen Abstecher nach München gemacht, dort das Armband zufällig einem Sachverständigen gezeigt und von diesem zu seinem Schrecken erfahren, daß der Rubin eine ziemlich wertlose, wenn auch geschickte Imitation wäre, die wohl den Laien, aber niemals einen Kenner täuschen könne.

Es lag auf der Hand, daß hiermit derjenige beschuldigt wurde, der das Juwel zuletzt gefaßt hatte.

Aber Humbert bewahrte zunächst gegenüber dieser Andeutung eine merkwürdige Ruhe. Er untersuchte das Armband und erklärte sodann, daß der Sachverständige in München vollkommen recht habe; dies sei weder der Rubin, den er selbst gefaßt hätte, noch stamme die Fassung von seiner Hand; er erkenne dies ganz genau aus der Art und Weise, wie der à jour gefaßte Stein von den Klauen gehalten werde. Das hier sei eine Pfuscherarbeit, deren er selber sich schämen würde.

Damit war die Beschuldigung eines Betrugs auf Burton zurückgewälzt, und nun entwickelte sich eine dramatische Scene, die den im Laden anwesenden Zeugen schließlich bewog, dazwischen zu treten, um einen Ausbruch von Thätlichkeiten zu verhindern.

Der Engländer setzte sich aufs hohe Roß, sprach von

seinem Reichtum, von seiner alten Familie und seinen mächtigen Verbindungen; er nannte den Juwelier einen Schwindler, einen Gauner, einen Betrüger und forderte Herausgabe des Rubins oder einen Schadenersatz von fünfzigtausend Mark.

Humbert blieb ihm keinen Ehrentitel schuldig, sondern gab jeden mit Zinsen zurück.

Plötzlich stand der alte Herr zwischen den Streitenden.

Es war der Justizrat Gerlach aus Waldau, der schon einigemal für Humbert Prozesse zu führen gehabt hatte; er trat auch jetzt auf die Seite seines Klienten.

In der gelassenen, objektiven Weise des Juristen, ohne auf persönliche Vermutungen einzugehen, setzte er Burton auseinander, daß die Forderung auf Schadenersatz vollkommen haltlos und durch nichts zu beweisen sei.

„Sie, mein Herr," sagte er, „haben die Arbeit geprüft und in Empfang genommen. Es sind inzwischen drei Tage verflossen, niemand weiß, was während dieser Zeit mit dem Armband vor sich gegangen ist, vielleicht wissen Sie es selber nicht. Auf Ihre Anzeige hin werden sich die Gerichte mit dieser Angelegenheit befassen, sie werden Ihre Verhältnisse prüfen und danach die Glaubwürdigkeit Ihrer Angaben bemessen; aber kein Mensch kann die Thatsache aus der Welt schaffen, daß Sie als Besitzer eines enorm wertvollen Edelsteines jedenfalls Kenner sind, und daß Sie trotzdem unbeanstandet das Armband mit dem eingesetzten Rubin in Empfang genommen haben."

Diese Auseinandersetzung des rechtskundigen Mannes, insbesondere aber die Erwähnung der Gerichte schien auf Burton einen tiefen Eindruck zu machen. Er wurde sehr kleinlaut, packte endlich sein Etui zusammen und verließ wortlos den Laden.

Nach Mitteilung dritter soll er eine halbe Stunde später mit dem nächsten Zuge westwärts abgefahren sein.

Die Unterhaltung, welche sich nach seinem Abgang zwischen Humbert und Gerlach entspann, war für den Abwesenden nicht sehr schmeichelhaft.

„Wir haben es offenbar mit einem Gauner schlimmster Sorte zu thun," sagte der Juwelier.

Der alte Jurist lächelte in seiner vielsagenden Weise. „Allerdings, Herr Humbert, aber mit einem sehr dummen. Wie konnte der Mensch nur glauben, daß Sie ohne weiteres fünfzigtausend Mark auszahlen würden?"

„Das wäre mir auch wohl sehr schwer geworden," entgegnete Humbert achselzuckend. „Aber ich denke, darauf war es auch gar nicht abgesehen, sondern vielleicht auf einige hundert Mark Schweigegeld. So etwas kann natürlich mein ganzes Renommee untergraben, und ich möchte Sie daher bitten, Herr Justizrat —"

„Natürlich, natürlich!" unterbrach der alte Herr den Sprechenden etwas empfindlich. „Glauben Sie denn, daß ich ein Waschweib bin? Wenn dieser Mister Burton sich nur nicht wider Erwarten nochmals meldet." — —

Burton meldete sich nicht wieder.

Dagegen schien von irgend einer Seite der nicht sehr geschickte Versuch gemacht zu werden, dem rätselhaften Fremden eine Falle zu stellen. Es erschien nämlich kurz darauf in mehreren großen deutschen und englischen Zeitungen ein Aufruf folgenden Inhalts:

„Ein Engländer Namens Burton, welcher sich im Spätsommer dieses Jahres auf der Reise von Ostindien nach England einige Tage in der süddeutschen Stadt Waldau aufgehalten hat, wird dringend ersucht, seine Adresse bei der Expedition dieses Blattes anzugeben, da ihm eine wichtige Mitteilung gemacht werden soll."

Wenn Burton jene Annonce wirklich zu Gesicht bekam, so fiel er jedenfalls nicht darauf herein. In Waldau wurde sie wohl kaum bekannt, denn die betreffenden

Zeitungen lagen dort nirgends auf; dagegen hatte es den Anschein, als ob die Verschwiegenheit Gerlachs doch keine ganz unbedingte gewesen sei.

Man begann allerlei zu munkeln, der Laden Humberts wurde gemieden, es kamen noch andere Umstände hinzu, die hier zunächst nicht weiter interessieren — genug, nach Verlauf einiger Monate verkaufte Humbert plötzlich das Geschäft mit Verlust und verschwand aus der Gegend.

Niemand wußte, wohin er sich gewandt hatte. Jahre vergingen, und er blieb verschollen.

Zweites Kapitel.

Doktor Hans Marquardsen hatte in Lübeck vor dem gemeinschaftlichen Oberlandesgericht der Freien und Hansestädte sein Assessorexamen bestanden und darauf von dem Hamburger Senat die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft erhalten.

Er war Hamburger Kind und dachte gar nicht daran, außerhalb seiner Vaterstadt einen Wirkungskreis zu suchen, aber er war sich wohl bewußt, daß er nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden haben werde.

Er besaß nämlich nicht die geringsten Verbindungen und Empfehlungen. Sein Vater war Schiffsmakler gewesen und hatte allerdings, wie die meisten Vertreter dieses Berufes, eine sehr gute Einnahme gehabt; aber er war ziemlich früh gestorben und hatte gerade nur so viel Vermögen hinterlassen, daß die Witwe sich vor Mangel schützen und das Studium ihres einzigen Sohnes ermöglichen konnte.

Sie wohnte in der Vorstadt St. Pauli, und weder diese Gegend noch die engen Kreise ihres Verkehrs waren geeignet, dem jungen Juristen einflußreiche Bekanntschaften

zu verschaffen und ihm auf diese Weise die Begründung einer Praxis zu erleichtern.

Frau Marquardsen redete daher viel davon, daß ihr Sohn, den sie natürlich als ein höheres Wesen betrachtete, sich reich verheiraten müsse, und Hans lächelte gewöhnlich etwas skeptisch über diese mütterliche Anschauung.

Er war von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich behandelt worden, aber er wußte ganz genau, daß auf jede reiche Hamburger Erbtochter mindestens zwei Bewerber kamen, die entweder eine Stellung oder ein Vermögen in die Wagschale zu legen hatten, und er teilte nicht die überschwengliche Auffassung seiner Mutter von dem Wert der eigenen Persönlichkeit.

Außerdem fühlte er sich bereits halb und halb gebunden.

Agnes Barkhausen war jetzt zwanzig Jahre alt und lebte als elternlose Waise und entfernte Verwandte seit längerer Zeit bei Frau Marquardsen — ungefähr ebenso lange, als Hans das Gymnasium verlassen hatte, so daß die beiden jungen Leute niemals andauernd beisammen gewesen waren.

Agnes gab Musikunterricht in einigen vornehmen Häusern, hatte ein feines Madonnengesicht und war wegen ihres stillen, sanften Wesens überall beliebt; zu ihrem Vetter stand sie anfangs in einem rein verwandtschaftlichen Verhältnis, aber im Laufe der Jahre, als sie zur Jungfrau herangeblüht war, änderte sich ihr Benehmen.

Hans fühlte, daß er geliebt wurde.

Es war ihm das nicht gerade unangenehm, und er gewöhnte sich allmählich an den Gedanken, daß es nach bestandenem Examen zwischen ihm und Agnes zur Aussprache, zur Verlobung und schließlich zur Ehe kommen werde, aber vorläufig hatte das alles noch keine Eile,

die kleine niedliche Pianistin war ihm so wie so sicher, nach der brauchte er ja nur die Hand auszustrecken.

Und nun war das Examen glücklich bestanden.

Marquardsen saß mit seinem Freunde Doktor Körner im Alsterpavillon beim Frühschoppen, und die beiden jungen Männer unterhielten sich über ihre beiderseitige Zukunft.

Körner war ein Jahr lang Assistenzarzt im Krankenhaus gewesen und hatte sich jetzt als Spezialist für Nervenleiden selbständig gemacht; er wohnte seit einigen Wochen in einem eleganten Logis am Jungfernstieg und berichtete in seiner sorglos jovialen Weise, daß die neue Einrichtung und die horrende Miete ungefähr den Rest seines Vermögens verschlungen habe.

„Riskieren und das Tamtam schlagen, das ist die Hauptsache,“ sagte er. „Ich bin noch lange kein Charlatan, weil ich mich durch äußere Mittel der eleganten Welt empfehle. Nerven sind ohnehin nur unter den oberen Zehntausend zu finden. Wo hast denn du dein Bureau gemietet?“

„Am Sandthorquai.“

„Hm — kein Plan. Ich hätte die Nähe der Börse gewählt.“

„Da sitzen schon die großen Tiere,“ entgegnete Marquardsen lachend.

„Macht nichts, du willst doch auch eines werden. Aber das Losreißen von den alten Verhältnissen, da steckt's! Deine Wohnung hast du natürlich bei Muttern?“

Marquardsen blickte einen Augenblick nachdenklich in sein Glas. „Das Natürlichste wär's wohl. Meine Ansprüche sind nicht groß, und Platz findet sich schon. Aber Mutter scheint es nicht zu wünschen.“

Sie wußten beide, wie es damit stand.

Frau Marquardsen hielt es allerdings nicht für wün-

schenswert, daß Hans und Agnes dauernd unter demselben Dach lebten; sie ahnte so etwas von einem beginnenden Einverständnis zwischen den beiden jungen Leuten, und sie wollte mit ihrem Sohne höher hinaus.

Doktor Körner brach zuerst das Schweigen. „Ich wüßte schon ein passendes Logis für dich," sagte er langsam. „Am Herrengraben, also gar nicht weit von deinem Bureau. Ich habe selbst da gewohnt, als ich noch Assistenzarzt am Krankenhause war — wenigstens für ein paar Monate."

„Warum nicht länger?"

„Ja, das ist eine eigene Sache. Die junge Frau — eine wahre Germania, sag' ich dir — unterhielt sich gerne mit mir, oder ich mich mit ihr, das kommt auf dasselbe hinaus. Uebrigens ganz harmlos. Aber ich hatte so das Gefühl, als ob der Mann es nicht gerne sah, und da zog ich lieber aus."

„Also ein Blaubart?"

„Sein Bart ist allerdings blauschwarz, das stimmt. Uebrigens darfst du mich nicht mißverstehen; meine Beobachtungen beruhen nur auf einem Schluß. Die Leute haben ein Juweliergeschäft, nicht sehr groß, und sie müssen sich tapfer dazu halten. Darum vermieten sie auch wohl einen Teil der Wohnung. Und nun kommt das Sonderbare. Die Frau interessiert sich lebhaft für das Geschäft, sie versteht auch etwas davon, denn sie war ein Goldschmiedstöchterlein, eine geborene Hamburgerin. Der Mann aber läßt sie nicht in den Laden. Sie sind kinderlos, und Frau Maggi hätte deshalb die schönste Zeit, ihren Mann zu unterstützen, aber da giebt's nichts, er plagt sich lieber mit einem Fräulein ab. Ich fragte ihn mal gelegentlich nach dem Grunde, und da sah er mich mit seinen stechenden Augen an und entgegnete ganz kurz, er wolle seine Frau nicht von jedem Laffen begaffen

lassen. Da bin ich denn lieber ausgezogen, denn angesehen habe ich Frau Maggi allerdings öfters, und ich möchte nicht gerne unter die Laffen gerechnet werden."

Marquardsen lachte. „Und dieser Gefahr willst du nun mich aussetzen?"

„O, bei dir ist das etwas anderes. Wenn ich mich nicht ganz täusche, so bist du schon halb und halb vergeben. Der Ring wird wohl nicht lange ausbleiben, und abgesehen von Kindern und Mummelgreisen ist ein Bräutigam die harmloseste Menschengattung."

Der junge Anwalt betrachtete etwas befangen seine ringlosen Hände. Also die Sache zwischen ihm und Agnes war bereits in der Leute Mund, er galt schon halb und halb für verlobt?

Angenehm war ihm das gerade nicht, ein solches Gerede legte immerhin schon gewisse Verpflichtungen auf, und seitdem das Examen bestanden war, empfand Hans doch mehr wie vorher die Vorzüge eines freien Mannes.

„Du bist nicht recht gescheit," sagte er abbrechend. „Wie heißen denn deine früheren Hausleute?"

„Humbert."

„Das ist eigentlich kein richtiger Hamburger Name."

„Der Mann stammt auch nicht aus Hamburg. Er ist vor vier bis fünf Jahren eingewandert, wenn ich nicht irre, aus Berlin. Aber er spricht auch nicht den Berliner Dialekt."

Bereits in den Nachmittagsstunden machte Marquardsen sich auf den Weg, um die von Doktor Körner empfohlene Wohnung zu besichtigen.

Die geschilderten Verhältnisse zogen ihn nicht gerade an, aber die Gegend lag ihm sehr bequem, und schließlich hatte seine Mutter ganz recht: der beständige Verkehr mit Agnes Barkhausen hatte wirklich seine Schattenseiten.

Hans traf den Juwelier allein im Laden an.

Er war erstaunt über die auffallend schöne Erscheinung Humberts und dachte unwillkürlich, daß ein von der Natur so sehr begünstigter Mann wohl am allerwenigsten Veranlassung zur Eifersucht habe; weit eher schien ihm dies bei der Frau möglich zu sein.

Indessen — Doktor Körner mochte sich wohl auch getäuscht oder zum mindesten übertrieben haben.

Humbert nahm die Anfrage des jungen Anwalts sehr gelassen entgegen und dachte einige Augenblicke nach. Dann sagte er: „Eigentlich, Herr Doktor, wollten wir nicht mehr vermieten; das Geschäft vergrößert sich allmählich, und ich werde wohl noch einen Gehilfen anschaffen, indessen — es ist unter Umständen doch ganz angenehm, einen rechtskundigen Mann im Hause zu haben."

Er lächelte bei diesen offenbar scherzhaft gemeinten Worten.

Als sein Besucher schwieg, fuhr er fort: „Das Vermieten ist die Domäne meiner Frau, sie hat ihr Reich oben, und ich habe es hier unten; wenn Sie sich mit heraufbemühen wollen —"

Das klang so vernünftig und harmlos, daß Hans sich vornahm, seinem Freunde ordentlich den Kopf zu waschen. Er stieg mit dem Juwelier in den ersten Stock, Humbert wechselte einige flüchtige Worte mit seiner Frau und ließ sodann die beiden allein.

Frau Maggi konnte in der That, besonders wegen der mächtigen Fülle ihrer blonden Haare, mit einer Germania verglichen werden; sie mochte etwa zehn Jahre jünger sein als ihr Mann, also in der Mitte der Zwanzig stehen; ihre Gestalt war durchaus frauenhaft, aber das volle rosige Gesicht hatte jenen mädchenhaften Zug, der häufig bei kinderlosen Frauen zu finden ist.

Das Verhältnis zu ihrem Manne schien sehr zärtlicher

Natur zu sein, denn als Humbert die Treppe hinabstieg, sah sie ihm mit einem jener leuchtenden Blicke nach, die nur einem vollkommen glücklichen Weibe zu Gebot stehen, und sie wurde auch nicht im mindesten verlegen, als Hans diesen Blick lächelnd auffing.

„Mein Mann ist sehr gut," sagte sie schlicht. „Er weiß, daß ich wieder vermieten möchte; der Haushalt nimmt mich nicht hinreichend in Anspruch, und da hat man gerne hin und wieder eine Aussprache."

Diese allerliebst naiven Worte deuteten ganz offen darauf hin, daß ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Mieter und Vermietern zu den selbstverständlichen Dingen gerechnet wurde, und Doktor Marquardsen war schon halb und halb entschlossen, den Vertrag abzuschließen, bevor er noch seine künftige Wohnung gesehen hatte.

Uebrigens entsprach diese vollkommen seinen Wünschen.

Maggi zeigte ihm zwei nach hinten belegene Zimmer, die zwar einfach, aber freundlich und still waren. Sie sprach dabei die Befürchtung aus, daß der junge Anwalt es besser gewöhnt sein möge, aber Hans beruhigte sie über diesen Punkt und erzählte ihr einiges von seinen eigenen Verhältnissen.

Da wurde sie ganz zutraulich und meinte, daß reiche und vornehme Leute ihr immer ein unbehagliches Gefühl verursachten.

„Wir beide, mein Mann und ich," sagte sie, „sind schlichte Bürgersleute, und eine Villa auf Harvestehude ist gar nicht unser Streben. Aber wir leben sehr zufrieden, und ich selbst würde noch glücklicher sein, wenn mein Mann mir erlauben wollte, an seiner geschäftlichen Thätigkeit teilzunehmen; ich stamme doch nun einmal aus der Branche. Aber das thut er durchaus nicht."

Der Umstand, daß die junge Frau gleich bei der ersten Bekanntschaft diese auch von Doktor Körner beobachtete

Thatsache erwähnte, ließ darauf schließen, daß hier eine tiefere Ursache zu Grunde liegen mußte, die mit einem geheimnisvollen Schleier bedeckt war.

Hans Marquardsen beschloß, gelegentlich seine Beobachtungen anzustellen; er fühlte sich schon jetzt gewissermaßen als Bundesgenosse der jungen Frau, während der Mann — er wußte eigentlich selbst nicht warum — ihm ein sonderbares Gefühl des Unbehagens einflößte.

Sogleich zog er ein.

Schon in wenigen Tagen gestaltete sich sein Verhältnis zu den Hausgenossen fast freundschaftlich. Er trank öfters abends seinen Thee in dem kleinen Familienkreise und erfuhr bei dieser Gelegenheit aus Maggis Plaudereien mancherlei von den Schicksalen des jungen Paares.

Humbert war vor etwa vier Jahren von Berlin nach Hamburg verzogen, hatte dort seine jetzige Frau kennen gelernt und war seit drei Jahren mit ihr verheiratet. Sie hatten beide, insbesondere von seiten des Mannes, keinen Familienanhang, und Maggi schien anzunehmen, daß ihr Gatte den größeren Teil seines Lebens in Berlin zugebracht habe.

Er selbst sprach über seine Vergangenheit nur wenig, insbesondere erwähnte er niemals, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo er im Süden Deutschlands, in einem Städtchen Namens Waldau, ein Geschäft besaß.

Doktor Marquardsen wußte hiervon natürlich kein Wort.

Drittes Kapitel.

So groß Hamburg auch ist, den Ruhmannschen Garten kannte fast jedes Kind, nicht etwa wegen seiner Schönheit, sondern eher des Gegenteils halber. Und dann haftete ein Stück Romantik an dieser Scholle, deren Ein-

fluß sich selbst der nüchterne Hanseate nicht ganz zu entziehen vermochte.

Heute steht an jener Stelle das vornehme Landhaus irgend eines reichen Handelsherrn, aber um jene Zeit, am Ausgang der achtziger Jahre, bildete das Grundstück ungefähr den Endpunkt von Harvestehude, der elegantesten Villenkolonie Hamburgs. Es wäre wohl sonst in den Bauplan mit eingezogen worden, wenn nicht ganz besondere Umstände ein Hindernis abgegeben hätten.

Ende der vierziger Jahre, so um die „tolle Zeit“ herum, ging ein Hamburger Namens Ruhmann in die Fremde. Einige behaupteten, politische Verhältnisse hätten ihn fortgetrieben, andere wollten wissen, daß er mit den Strafgesetzen in irgend einen Konflikt geraten sei. Etwas Genaueres war darüber nicht bekannt geworden, und in jenen wirren Zeiten kümmerte sich auch niemand groß um die Angelegenheit, zumal Ruhmann durchaus keine Verwandtschaft besaß.

Er war seitdem verschollen und blieb es.

Alfred Ruhmann war bei seinem Fortgang oder zur Zeit seiner Flucht ungefähr dreißig Jahre alt gewesen. Sein Barvermögen hatte er natürlich mitgenommen, dagegen ein Besitztum zurückgelassen, das damals allerdings ziemlich geringen Wert besaß. Es war das eben jener Garten weit draußen in Harvestehude, nebst einem darin befindlichen Gartenhause, das zur Not von ein bis zwei Personen für den Sommer bewohnt werden konnte. Die Gegend war noch gänzlich unbebaut, und kein Mensch ahnte damals, daß nach vierzig Jahren der Quadratmeter Land mit mehreren hundert Mark bezahlt werden würde. Im Revolutionsjahr wenigstens wäre es schwer gewesen, das ganze Grundstück auch nur für tausend Mark Banko loszuschlagen.

Natürlich nahmen sich die Gerichte der Sache an.

Das Gartenhaus wurde verschlossen und unter Siegel gelegt; es sollten noch einige Möbel darin sein, sagten die Leute. Das Grundstück selbst kam in Sequestration.

Im Grunde genommen wurde die Sache einfach genug gehandhabt.

Der Name Alfred Ruhmann stand im Kataster und blieb natürlich darin stehen; er wurde ebenfalls in die angelegten Akten geschrieben und in bestimmten Zwischenräumen mit einem Aufruf veröffentlicht.

Allerdings ohne jeden Erfolg, denn Ruhmann war vermutlich längst tot.

Die Behörde wußte ganz genau, daß dieses Scheinleben der Akten einer ersprießlichen Thätigkeit erst dann weichen werde, wenn seit der Geburt Alfred Ruhmanns siebzig Jahre verflossen waren; nach Eintritt dieses wichtigen Zeitpunktes sollten förmliche Ediktalien erlassen werden, und der wertvoll gewordene Grundbesitz fiel alsdann dem Fiskus anheim, dafern sich nicht unvermutet andere Erbinteressenten meldeten.

Bis dahin wurde die Verwaltung des Grundstücks möglichst sparsam geführt, das heißt, man ließ in dem Garten wachsen, was da wachsen wollte. Als die erste Villa bis an den eingesunkenen Zaun heranrückte, da blickten ihre Bewohner in ein wüstes Gewirr von Bäumen und Büschen, welches die grünen Wege überwucherte und das moosbedeckte Ziegeldach des Gartenhauses fast vollständig verhüllte.

Der Anblick war so unfreundlich und fast unheimlich, daß der Besitzer dieser letzten benachbarten Villa nach Jahresfrist seinen Wohnsitz aufgab und das Landhaus für einen verhältnismäßig billigen Preis zur Miete ausbot.

Es hatte sich aber bis jetzt noch kein Liebhaber gefunden.

Doktor Marquardsen kannte natürlich als geborener

Hamburger die Geschichte des Ruhmannschen Gartens so gut wie jeder andere oder vielleicht noch etwas besser; denn er hatte als Referendar auf dem Amtsgericht die Akten in Händen gehabt und ein lebhaftes Interesse dafür an den Tag gelegt.

Diesem letzteren Umstand war es vielleicht zuzuschreiben, daß der betreffende Nachlaßrichter den jungen Anwalt eines Tages zu sich bescheiden ließ und ihn fragte, ob er geneigt sei, die Sequestration des Grundstücks zu übernehmen.

Es waren seit der Uebersiedelung des jungen Juristen zu dem Ehepaar Humbert mehrere Monate verflossen, und er hatte inzwischen bereits eine über Erwarten große Praxis gewonnen. Es war ihm von einem Schiffsmakler, der mit seinem Vater befreundet gewesen war, ein ziemlich verwickelter Rechtsstreit übertragen worden, den er zu Gunsten seines Klienten durchzuführen das Glück gehabt hatte. Die Zeitungen hatten über den Fall berichtet, und dadurch war Doktor Marquardsens Name vorteilhaft bekannt geworden.

„Sie wissen, lieber Kollege," sagte der alte, würdige Nachlaßrichter zu dem jungen Anwalt, „daß die siebzig Jahre demnächst abgelaufen sind, und daß wir alsdann sowohl im fiskalischen als im baulichen Interesse diesem unerquicklichen Schwebezustand ein Ende machen werden. Dazu aber bedürfen wir einer Vertretung der Erben, die natürlich nicht mehr vorhanden sind. Wollen Sie die Sache übernehmen, dann kann ich Sie sofort verpflichten und Ihnen die Schlüssel aushändigen."

Hans sagte mit Freuden zu, denn er rechnete darauf, daß die Ruhmannsche Sache seinen Namen abermals in die Oeffentlichkeit bringen werde, und wußte ja nun bereits aus Erfahrung, wie wertvoll das ist. Nebenbei fiel ja auch direkt etwas dabei ab.

Die Formalien waren rasch erledigt, und der Richter händigte dem Verwalter einen alten verrosteten Schlüssel ein, der unter dem Aktendeckel eingeheftet war.

„Zum Gartenhaus," sagte er. „Die Sache ist ein bißchen vernachlässigt worden, denn vor Ablauf der Zeit war ja doch nichts zu machen; ich glaube, dieser Schlüssel ist zuletzt von seinem Eigentümer benutzt worden, und Sie selbst werden wohl auch keinen Gebrauch davon machen."

Marquardsen lächelte. „Ich bin nicht sehr romantisch angelegt, sonst wäre es am Ende ganz interessant, einmal nachzuforschen, ob der verschollene Ruhmann nicht doch noch andere Schätze hinterlassen hat als diesen verwunschenen Garten. Aber dazu wird es wohl noch Zeit sein, wenn der Fiskus seine Hand darauf legt."

Der Richter nickte. „Ein hübsches Stück Geld. Der Grund und Boden ist unter Brüdern drei- bis viermalhunderttausend Mark wert; Senator Johannsen besitzt ja schon das Nachbargrundstück und soll nicht übel Lust haben, den Ruhmannschen Garten ebenfalls zu erwerben."

Damit war die Verhandlung zu Ende. Marquardsen erhielt seine Bestallung, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging in seine Wohnung am Herrengraben.

Im Korridor traf Hans mit Frau Maggi zusammen. Sie kam rosig angehaucht aus der Küche, sah sehr hübsch aus und wunderte sich über das zeitige Eintreffen ihres Hausgenossen. Der junge Anwalt plauderte mit ihr und erwähnte dabei auch die Uebertragung der Ruhmannschen Angelegenheit an ihn.

Maggi hörte mit lebhaftem Interesse zu und meinte dann: „Unsereins kommt ja nicht viel nach Harvestehude hinaus, das ist nur für die Vornehmen. Aber von diesem alten verzauberten Garten hab' ich doch schon gehört und auch ein paarmal über den Zaun geguckt. Ich möchte ihn für mein Leben gern mal ordentlich durchstöbern."

„Ich wollte ihn heute nachmittag in Augenschein nehmen; kommen Sie doch mit," schlug Hans vor.

Maggi zögerte ein wenig. Sie hätte offenbar gerne zugesagt, man sah dem blühenden, mädchenhaften Gesicht die Lust am Geheimnisvollen an, aber es schienen ihr doch einige Bedenken aufzusteigen.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, ob mein Mann —"

„Der kann ja mitkommen. Fräulein Bertha wird schon allein mit dem Laden fertig."

Bertha war die Verkäuferin. Sie hatte rote Haare und kein sehr angenehmes Wesen, aber sie war gewandt und wurde deshalb von Humbert geschätzt.

„Ich will mit Max sprechen," sagte Maggi und schlüpfte die Treppe hinunter.

Hans ging in sein Zimmer und setzte sich an den Schreibtisch, wo er ein Billet von seiner Mutter vorfand. Frau Marquardsen schrieb, daß sie den schönen Nachmittag zu einem Spaziergang mit Agnes benutzen werde. Sie fragte an, ob Hans mitkommen könne. Stelldichein um drei Uhr bei der Zentralhalle.

Hans drehte noch das Papier unschlüssig zwischen den Fingern hin und her, als es leicht an die Thür pochte und Maggi eintrat. Sie war noch niemals in der Wohnung ihres Mieters gewesen, sondern hatte deren Besorgung stets dem Mädchen überlassen. Etwas schüchtern blieb sie am Eingang stehen. Max wolle oder könne vielmehr nicht mit, sagte sie, er habe eine dringende Arbeit zu erledigen. Aber er hätte nichts dagegen, wenn sie selbst den Herrn Doktor begleitete.

Das kam ein bißchen stockend heraus, und dahinter stand die stumme Bitte: „Nimm mich doch mit, ich möchte so schrecklich gern!"

Marquardsen erhob sich sofort. Er bot Maggi keinen Platz an, denn er hatte das Gefühl, als ob sich das nicht

recht schickte, aber er sagte zuvorkommend: „Schön, Frau Humbert, also wenn es Ihnen recht ist, heute nachmittag — vielleicht um drei Uhr?"

Es war genau dieselbe Stunde, um die er eigentlich mit seiner Mutter zusammentreffen sollte und mit Agnes. Das arme Ding hatte sich gewiß recht auf den Ausflug gefreut; sie kam so selten hinaus, und das Juliwetter war wirklich verlockend.

Hans stand auch schon im Begriff, einen anderen Tag vorzuschlagen, aber dann sah er in Maggis harmlos fröhliche Augen und ließ es bei der getroffenen Abmachung.

Maggi war wieder in ihre Küche gegangen, und Hans schrieb schnell einige Zeilen an seine Mutter. Es ginge heute nachmittag mit dem besten Willen nicht, er hätte eine dienstliche Abhaltung. Und das war ja auch durchaus die Wahrheit, denn der Ruhmannsche Garten hatte für ihn ausschließlich ein amtliches Interesse.

Als der Dienstmann mit dem Briefchen fort war, kamen noch einmal ganz leise Gewissensbisse; aber dann tröstete Hans sich wiederum mit der Erwägung, daß Humbert es eigentlich übelnehmen konnte, wenn er selbst die ihm anvertraute junge Frau im Stich ließ.

Was sich übrigens dieser Doktor Körner nur eingebildet hatte! Und der wollte Psychiater sein? —

Punkt drei Uhr begaben sich die beiden Forschungsreisenden auf den Weg. Maggi hatte sehr hübsche Toilette gemacht, Rosa mit Weiß, was ihren blonden Haaren sehr gut stand und die etwas volle Gestalt zarter erscheinen ließ.

Außerdem war sie in rosigster Laune.

Sie konnte von sehr vielen Dingen plaudern, die eigentlich über ihren Stand hinausgingen, denn sie hatte eine gute Ausbildung genossen und war sogar ein Jahr

lang in einem auswärtigen Pensionat gewesen; nicht gerade in der Schweiz, aber doch in Thüringen. Und als sie nun an der Seite des akademisch gebildeten Mannes aus dem engen häuslichen Kreise heraustrat, da begriff Hans sehr gut, daß Humbert seine Frau nicht in die Sphäre des Geschäftslebens herabziehen wollte. Zur Verkäuferin war sie wirklich zu fein, und wenn das Geschäft gut ging, dann konnte sie nach zehn Jahren eine geborene Villenbesitzerin abgeben.

Vorderhand war sie noch Frau Maggi vom Herrengraben, die recht herzlich lachte, als ihr Begleiter einmal unwillkürlich mit einem „gnädige Frau" herausfuhr. Er selbst lachte mit, und dann blieb es bis auf weiteres zwischen den beiden bei dem „Herr Doktor" und „Frau Humbert".

Sie fuhren zunächst mit der Trambahn an die Alster und sodann mit dem Dampfschiff weiter. Der schöne Tag hatte viele Menschen herausgelockt, und es war ein bißchen eng auf dem kleinen Schiffe, so daß Hans und Maggi nahe zusammenrücken mußten.

Da wurde die junge Frau etwas stiller, und als ein in der Nähe stehender Herr Hans darauf aufmerksam machte, daß „seine Frau Gemahlin" auf der anderen Seite einen besseren Platz haben werde, da nahm Maggis hübsches Gesicht auf einige Sekunden die Rosafarbe des Kleides an. Aber dann lachte sie wieder ganz leise und spannte den Sonnenschirm zwischen sich und Hans auf, so daß er notgedrungen aufstehen mußte.

Als sie dann bei der Fähre ausgestiegen waren und sich ihrem Ziele näherten, wurde Maggi ganz feierlich.

Der geheimnisvolle Zweck dieses Ausflugs forderte sein Recht, und der mädchenhaft romantische Zug in dem Wesen der jungen Frau trat deutlich in den Vordergrund. Sie begann mit gedämpfter Stimme ihrem Begleiter zu

erzählen, wie sie einmal als ganz junges Ding in Thüringen einen verbotenen einsamen Waldspaziergang gemacht und dabei einen Platz angetroffen hätte — fast wie Dornröschens Schloß.

„Eine alte Ruine war es," sagte sie, „wo kein Mensch mich vermutete. Das Gebüsch war ganz dicht herumgewachsen, und man hörte keinen Laut. Da hab' ich mich gefürchtet."

„Vor was denn, Frau Humbert?"

„Ja, vor was? Ich weiß es eigentlich nicht, ich war noch ein dummes Ding. Vielleicht hatte ich Angst, daß jemand kommen möchte."

„Der Märchenprinz, wie?"

„Dem würde ich schön heimgeleuchtet haben," entgegnete Maggi lachend und reckte ihre Germaniagestalt. „Nein, Herr Doktor, damit habe ich immer fertig zu werden gewußt, dafür bin ich ein Hamburger Kind."

„Ich glaube, Hamburg ist manchmal schlimmer als eine Waldeinsamkeit," sagte Hans nachdenklich.

Maggi erwiderte unbefangen: „Anfechtungen giebt es natürlich immer; besonders in der Pferdebahn wollen die jungen Herren mitunter liebenswürdig sein. Da hab' ich ein gutes Mittel. Ich ziehe den Handschuh aus und zeige so ganz zufällig meinen Ring. Das hilft allemal."

„Mitunter auch nicht," meinte er skeptisch.

Maggi sah ihren Begleiter prüfend von der Seite an. „Sie sind doch keiner von den Neuen, die an nichts mehr glauben? Mich dünkt mitunter, die Männer sind lange nicht so schlecht, wie sie in den Romanen gemacht werden. Eine Frau, die nur ernstlich zeigt, daß sie ihren Mann lieb hat, die wird immer noch von jedermann respektiert."

Die Unterhaltung brach ab; Maggi schien das Thema doch nicht fortsetzen zu wollen, und überdies hatten sie inzwischen den Ruhmannschen Garten erreicht.

Das Grundstück sah in der That erbärmlich vernachlässigt aus und würde geradezu eine Unmöglichkeit gewesen sein, wenn es wirklich mitten zwischen den vornehmen Landhäusern gelegen hätte. Das war indessen nicht so eigentlich der Fall.

Spekulation und Reichtum hatten ihre Fühlhörner bis hierher vorgestreckt, aber sie dann wieder zurückgezogen und andere Wege aufgesucht. Es schien, als ob man sich nicht nur aus Schönheitsrücksichten, sondern auch aus anderen Gründen scheute, ein Stück abgestorbene Vergangenheit in die lebendige Gegenwart hineinzuziehen.

Die Villa Petersen bildete die Grenzmark der Häuserzeile. Ihr hübscher wohlgepflegter Garten stieß unmittelbar an den lebenden Zaun des Ruhmannschen Grundstücks, und der Besitzer hatte die verfilzte Schwarzdornhecke als gemeinsame Scheidewand genügen lassen, denn im nächsten Jahre mußte ja ohnehin alles anders werden.

Hans öffnete die halbvermoderte Eingangspforte und ließ Maggi zuerst eintreten, dabei bemerkte er: „Die Villa des Senators Petersen scheint wieder bewohnt zu sein; ich sehe Gardinen an den Fenstern.“

Maggi achtete nicht darauf. Sie schlüpfte zwischen die grünen Büsche, blieb dort stehen und sagte halblaut: „So etwas hätte ich nicht für möglich gehalten.“

In der That sah man hier sehr deutlich, was vierzig Jahre Ruhe und Vergessenheit zu bewirken vermögen, wie schnell und gründlich sie die Spuren menschlicher Thätigkeit vernichten und den Urzustand wiederherstellen.

Sicherlich hatte Alfred Ruhmann den Garten in wohlgepflegtem Zustand verlassen; das Grundstück war ihm vielleicht eine liebe Zufluchtstätte gewesen aus dem Gewühl der Großstadt. Es hatte Kieswege besessen und Lauben, Blumenbeete, Rasen und Boskette.

Von alledem war fast nichts mehr zu sehen. Die

Wege waren allenfalls noch angedeutet durch einen grünen Moosteppich und durch die Möglichkeit, das Gewirr von Büschen und Bäumen zu zerteilen; aber der Rasen lag längst unter einer modernden Humusschicht, und die Blumen hatten aus Mangel an Licht und Luft aufgehört zu blühen. An ihre Stelle waren Brennesseln getreten, und Nachtschatten, und Schierling.

Mitten in dieser Wildnis sah die junge Frau wirklich aus wie Dornröschen im Märchen.

Und so märchenhaft war ihr auch zu Sinn; das Kind der Großstadt atmete unverfälschte Natur.

„Es soll hier doch ein Gartenhaus sein," sagte sie eifrig. „Wo ist das? Ich sehe es nicht."

„Ich glaube dort."

Hans bog einige Zweige auseinander, und Maggi lugte dicht an seinem Arm in die grüne Wildnis.

„Ja, nun sehe ich es, die Läden sind ganz fest geschlossen; ob man wohl hinein kann?"

„Wenn es Ihnen Spaß macht — ich habe den Schlüssel in der Tasche."

„Ach ja, das wird hübsch!"

Sie stand noch immer und lugte und konnte sich von dem geheimnisvollen Anblick nicht losreißen.

Hans hielt geduldig den Zweig, daß er ihr nicht ins Gesicht schlug. Sie befanden sich ganz nahe bei der Hecke zum Nachbargrundstück, und plötzlich geschah etwas Unerwartetes.

Eine große silbergraue Dogge sprang mit wütendem Gebell gegen den Zaun und suchte sich hindurch zu zwängen. Die Möglichkeit dazu war auch vorhanden, denn es befand sich gerade an dieser Stelle eine Lücke.

Maggi, die sich sehr vor Hunden fürchtete, schrie laut auf und drängte sich unwillkürlich an ihren Begleiter; auch Hans erschrak etwas, denn man konnte doch nicht

wissen, ob das Tier nicht wirklich bösartig war und feindselige Absichten hegte.

Er legte schützend seinen Arm um die junge Frau und zog sie zurück, mit der Rechten umklammerte er seinen Stock.

Da klirrte in der Villa ein Fenster, und eine Frauenstimme rief den Hund zurück.

Das Tier gehorchte augenblicklich; es war offenbar gut dressiert und wohl kaum gefährlich; auch Maggi schien ihre Angst schnell überwunden zu haben.

Sie schlüpfte aus dem Arm, der sie noch immer mechanisch hielt, fuhr sich mit dem Taschentuch über das glühende Gesicht und sagte leise: „Haben Sie die Dame gesehen, Herr Doktor?“

„Ich hatte nur die Bestie im Auge; war es eine Dame?“

„Ja, ganz schwarz.“

„Eine Negerin?!“

„Ach Gott, Sie verstehen mich nicht; ich meine natürlich die Kleidung, und die Haare und die Augen.“

„Konnten Sie das alles so genau sehen, Frau Humbert?“

Maggi dachte einen Augenblick nach. „Sie haben recht, dazu war die Entfernung doch wohl zu groß. Es ist sonderbar, wie ich mir die Einzelheiten so genau vorstelle, als wenn es gar nicht anders sein könnte, aber die Person machte auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck.“

Es war eigentlich sonderbar, daß Maggi sich so lange bei dieser nebensächlichen Begebenheit aufhielt, während sie den ursprünglichen Schreck schnell vergessen zu haben schien. Aber vielleicht wollte sie damit auch eine kleine Verlegenheit verbergen, denn Hans hatte sie doch eigentlich ganz richtig in den Arm genommen.

Drüben war es still geworden; Kinder schienen jedenfalls nicht vorhanden zu sein. Und die beiden Naturforscher setzten ihren Weg fort.

„Hier muß früher mal eine Laube gewesen sein," sagte Maggi. „Ach, du lieber Gott, das ist alles zusammengesunken, aber die Bank kann man noch sehen. Wer wohl darauf zuletzt gesessen haben mag?"

„Vielleicht ein junges Paar."

„War denn dieser Ruhmann verheiratet?"

„Das weiß ich wirklich nicht, ich glaube kaum. Aber darauf kommt es ja auch nicht an."

Nun hatten sie sich glücklich bis zu dem Gartenhaus durchgearbeitet.

Es hatte ursprünglich auf einem freien Platz gestanden, und die Bäume waren auch natürlich nicht näher herangerückt, aber der Zugang schien vollständig durch mannshohe Brennesseln versperrt zu sein.

Aber auch nur scheinbar.

„Hier ist schon jemand durchgegangen," sagte Hans plötzlich, „vielleicht von drüben — aus Neugier — kommen Sie nur, Frau Humbert, das ist ja ein richtiger Schleichpfad."

Die wenigen Fenster des kleinen, scheinbar zwei Gelasse enthaltenden Gebäudes waren mit hölzernen Läden verschlossen; ihr Holz war alt und morsch, aber sie hielten noch in den Angeln. Kleine herzförmige Einschnitte ließen das dahinter befindliche Glas erkennen, aber auch sonst weiter nichts.

Drinnen war es natürlich stockdunkel.

Hans griff in die Tasche und brachte den alten rostigen Schlüssel zum Vorschein.

„Ob der wohl noch schließt, ohne geölt zu werden?"

Maggi schien plötzlich alle Lust an weiteren Forschungen eingebüßt zu haben. „Was wird groß drinnen sein?"

sagte sie. „Wahrscheinlich die nackten vier Wände, weiter nichts.“

„Das steht allerdings zu vermuten, aber sicher ist es doch nicht. Alfred Ruhmann soll sehr plötzlich fortgegangen sein, vielleicht hat er hier einige Möbel zurückgelassen. Man ließ sie anfangs stehen, weil man seine baldige Rückkehr annahm, später ist das dann in Vergessenheit geraten. Was meinen Sie dazu?“

Maggis Augen glänzten wieder wie die eines neugierigen Kindes; Hans sah es und machte sich einen Spaß daraus, ihre Phantasie noch mehr anzuregen; er selbst glaubte natürlich nicht daran.

„Vielleicht finden wir da drinnen eine elegante Einrichtung, selbstverständlich alles verstaubt und vermodert. Denken Sie nur: vierzig Jahre hat keines Menschen Hand daran gerührt! Wenn man hineintritt, raschelt und wispert die Vergangenheit in allen Ecken.“

Maggi stand mitten zwischen den Brennesseln und raffte ihr Kleid zusammen.

„Ich geh' nicht mit,“ sagte sie ablehnend, „das können Sie allein. Ich finde es überhaupt hier sehr garstig — pfui, da kriecht eine große Kröte!“

Hans hatte inzwischen am Thürschloß probiert und drehte sich jetzt gelassen um. „Es geht auch nicht, es ist alles voll Rost. Wenn es Ihnen recht ist, können wir uns wieder auf den Heimweg machen.“

Ja, das war ihr ganz recht. Sie eilte förmlich, wieder unter Menschen zu kommen, die poetische Stimmung war ganz verflogen, ja es war sogar eine leichte Verstimmung an deren Stelle getreten.

Doktor Marquardsen merkte es wohl, aber er machte sich weiter keine Gedanken darüber. Junge Frauen sind ja so leicht Stimmungen unterworfen, da darf man nicht nachgrübeln, sondern muß Geduld haben.

Sie wollten diesmal für den ganzen Heimweg die Trambahn benutzen. Maggi machte selbst den Vorschlag, am Ende war auf dem Schiffe wieder der thörichte Herr, der von der „Frau Gemahlin“ gesprochen hatte. Und in der Trambahn saßen die Damen drinnen, die Herren aber mußten anstandshalber auf der Plattform stehen.

Als sie an der Haltestelle warteten, gingen drüben auf der anderen Seite der Straße zwei Damen vorüber, eine ältere und eine jüngere, die jüngere mit braunen Zöpfen und einem lieben, sanften Madonnengesicht.

Hans grüßte etwas befangen und machte Miene, als wenn er hinübergehen wollte; da kam der Wagen und er half Maggi schnell hinein.

Als er hinterdrein sprang, sah sie ihn fragend an und er sagte zögernd: „Das war meine Mutter und meine Base Agnes Barkhausen.“

„Aber mein Gott, Herr Doktor, warum sind Sie denn nicht hingegangen?“

Hans stotterte etwas von dem Wagen, der doch alle paar Minuten kam, und wahrhaftig, er wurde dabei ganz rot, bis an die Wurzeln der blonden Haare.

Frau Maggi aber dachte sich ihr Teil. Ein Bäschen, besonders wenn sie hübsch ist, und wenn sie scheinbar gemieden wird, und wenn sie das Blut in die Wangen treibt — die ist gewöhnlich mehr als ein Bäschen, viel mehr.

Hans stand nicht auf der Plattform, sondern er saß neben Maggi; sogar ziemlich dicht, denn der Wagen war voll.

Aber Frau Maggi machte sich nicht den geringsten Kummer darüber, sie war wieder ganz wie ausgetauscht, sie lachte und plauderte vollkommen harmlos. Seit einigen Minuten hatte ihr Begleiter für sie ein ganz neues und sehr objektives Interesse gewonnen; er besaß eine Base

und konnte rot werden — der Zusammenhang lag ja auf der Hand.

Hans aber dachte: „Niedlich sind ja diese jungen Frauen mit ihren wechselnden Stimmungen; aber wenn ich selbst mal heiraten sollte, dann möchte ich solche Launen doch lieber nicht an meiner eigenen Frau, Agnes ist jedenfalls ganz anders.“

Viertes Kapitel.

Die Lage am Sandthorquai war für das Bureau eines Anwalts gar nicht schlecht ausgewählt; für den Nerven- und Frauenarzt Doktor Körner, der von den oberen Zehntausend und ihren hunderttausend Gebrechen leben wollte, hätte sie allerdings sehr wenig gepaßt, aber Marquardsen wollte und mußte mitten im Handel und Wandel stehen.

Binnenhafen, Sandthorhafen und Großbrookhafen stießen hier zusammen. Spediteure, Makler, Kaufleute, Schiffer und Matrosen wogten bunt durcheinander, und es gab keine Minute des Tages, ja kaum eine Nachtstunde, wo das Laufen und Schreien und Rollen verstummte und einer trügerischen Ruhe Platz machte.

Es gehörten freilich gute Nerven dazu, in diesem ewigen Trubel seine Gedanken beisammen zu halten, aber Hans hatte sich so gut es anging danach eingerichtet.

Vorn heraus lag zur ebenen Erde die Schreibstube, in der vorläufig nur der Expedient Schmidt mit einem Kopisten hauste; nach hinten schloß sich ein enges Stübchen an, dessen einziges Fenster in den melancholischen Hof blickte, und dessen einzige Thür verpolstert war.

Hier hatte Doktor Marquardsen sein Reich aufgeschlagen.

Das kleine Stübchen bot gerade Raum für den umfangreichen Schreibtisch, den vorläufig leeren Geldschrank und ein desto besser gefülltes Bücherbrett; der Rohrlehnstuhl, der zwischen Fenster und Schreibtisch stand, war für die Klienten bestimmt, und diese mußten ziemlich nahe an ihren Ratgeber heranrücken, um Platz zu finden.

Aber das Bureau war ja auch für vertrauliche Unterredungen bestimmt.

Unwichtige Sachen pflegte Schmidt im Vorderraum zu erledigen, und Hans hatte schon die Beobachtung gemacht, daß sein Bureauvorsteher danach strebte, eine selbständige und maßgebende Stellung zu erringen. Der Mann war sonst gewandt und brauchbar, aber diese gefährliche Neigung mußte doch unterdrückt werden. —

Als Marquardsen am Morgen nach dem Ausflug die Expedition betrat, sagte er: „Herr Schmidt, jeder Klient, der heute kommt, wird mir persönlich angemeldet."

Dann ging er ohne weitere Bemerkung in sein Bureau.

Schmidt sah ihm grinsend nach und drehte sich zu dem Schreiber um. „Merken Sie was, Daniel?" sagte er halblaut. „Der Chef hat was auf der Achse, da bin ich doch neugierig."

Der blasse junge Mensch nickte nur mechanisch und malte an seinem Schriftstück weiter. Er dachte an nichts als an die Frühstückspause um elf Uhr.

Eine halbe Stunde später wurde eine Karte hereingebracht; Hans sah sie flüchtig an, stutzte und stand schnell auf.

Das war doch höchst seltsam!

Der Name Ruhmann spielte seit gestern begreiflicherweise in der Phantasie des jungen Anwalts eine gewisse Rolle, und hier stand er auf einem schmalen Blättchen in sehr fein lithographierten Zügen, obendrein aber in

einer noch unbekannten und durchaus modern klingenden Verbindung: Edith Ruhmann.

„Lassen Sie die Dame eintreten,“ sagte Hans schnell und zupfte unwillkürlich an seiner Halsbinde; er hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß eine „Edith“ nur jung und schön sein könne.

Die Dame, welche gleich darauf im Thürrahmen erschien, war in der That sehr schön. Ob auch wirklich so jung, wie Hans thörichterweise vermutete, ließ sich für den Augenblick noch nicht feststellen, denn es giebt Züge, die in ihrer nervösen Beweglichkeit wechseln wie die Farbe des Chamäleons, und die Fremde besaß solche Züge in sehr hohem Grade.

Der leidenschaftliche Ausdruck des feingeschnittenen Gesichts wurde vielleicht nicht unwesentlich durch die tiefschwarze Farbe des reichen Haares und der großen Augen erhöht. Die Gestalt war frauenhaft entwickelt, erschien aber dabei durch das knappe schwarze Seidenkleid außerordentlich schlank und biegsam, und als sie sich dicht neben dem Schreibtisch in den Rohrsessel schmiegte, mußte Hans unwillkürlich an die Bewegung eines schwarzen Panthers denken.

Er fand indessen keine Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, denn die Dame begann sofort und ohne die bei Frauen übliche Einleitung von ihrem Anliegen zu reden.

„Ich komme in der Ruhmannschen Angelegenheit, Herr Doktor,“ sagte sie. „Man hat mir auf dem Gericht mitgeteilt, daß Sie zum Sequestrator bestellt worden sind, und ich möchte Sie daher bitten, meine Rechte in dieser Sache zu vertreten.“

Hans rückte sich auf seinem Schreibstuhl zurecht. Er war als Jurist sofort mitten in dem Rechtsfall und hatte das wohlthuende Gefühl, daß sich mit dieser scheinbar ge-

wandten und energischen Dame sehr leicht über geschäftliche Dinge verhandeln lasse.

„Sehr wohl, gnädige Frau," sagte er ruhig. „Wenn ich bitten darf, auseinandersetzen zu wollen —"

Die Besucherin streifte mit einer leichten Bewegung den Handschuh von der rechten Hand. „Ich bin ledig, Herr Doktor."

„Ah Pardon, mein Fräulein!"

Hans wurde etwas verwirrt unter dem Blitz dieser Augen, die ihn jetzt voll ansahen und eigentlich wenig Mädchenhaftes an sich hatten, aber Edith blieb vollkommen gelassen.

„Mein eigentlicher Mädchenname ist Wagner — Edith Wagner —" fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „aber ich bin von dem verschollenen Alfred Ruhmann an Kindesstatt angenommen worden, und führe daher mit Recht den Namen meines Adoptivvaters."

Hans nickte mechanisch und warf noch einen Blick auf das zierliche Kärtchen, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Diese Sache wurde ohne Zweifel interessant. Er war wieder ganz Jurist und beugte sich gespannt zu der schönen Klientin hinüber, die seine stumme Aufforderung sofort verstand.

„Ich bin von Geburt eine Deutsche," sagte sie. „Umstände, die hier nicht weiter in Frage kommen, bewogen mich indessen vor längeren Jahren zum Verlassen meines Vaterlandes; ich war ohne Verwandte und ohne Mittel und suchte mir jenseits des Ozeans eine neue Heimat. Dort kam ich durch einen glücklichen Zufall in das Haus meines teuren väterlichen Freundes."

Edith schwieg einen Moment und führte das Taschentuch an die Augen. Hans sah deutlich, daß die schwarzen Sterne feucht glänzten, und seine juristische Teilnahme nahm fast unbewußt eine persönliche Färbung an.

„Alfred Ruhmann ist tot?“ sagte er leise, und Edith nickte.

„Ich weiß, daß er seit vielen Jahren für verschollen galt und daß man ihn längst zu den Toten rechnete. Thatsächlich hat er bis vor etwa sechs Monaten in Brasilien gelebt. Er besaß keine Verbindungen mit seiner alten Heimat und wollte auch keine neuen Beziehungen anknüpfen; aus welchen Gründen er bis zu seinem Tode in Verborgenheit blieb, vermag ich nicht anzugeben, obwohl ich dem alten einsamen Manne wohl am nächsten gestanden habe.“

Abermals schwieg Edith und spielte nachdenklich mit dem Handschuh, der in ihrem Schoße lag; ihre Züge nahmen einen weichen Ausdruck an, und Hans kam zu der Ueberzeugung, daß sie noch ziemlich jung sein müsse.

„Also die Adoption hat in Brasilien stattgefunden,“ sagte er langsam und streckte die Hand nach seinem Bücherbrett aus, als wenn er dort irgend etwas nachschlagen wollte.

Edith sah die Bewegung, und ihr Gesicht erhielt sofort einen Ausdruck, der sie um mehrere Jahre älter erscheinen ließ. „In Brasilien,“ bestätigte sie rasch. „Die dort geltenden Gesetze geben dem Adoptivkinde für den Fall, daß es nicht mit Descendenten zusammentrifft, die vollen Rechte der letzteren. Da Alfred Ruhmann unverehelicht gestorben ist, bin ich die alleinige Erbin seines gesamten Nachlasses, und als solche auch bereits von der brasilianischen Regierung anerkannt worden.“

Es war ganz klar, daß Edith Ruhmann, wie sie sich nannte, diese Auseinandersetzungen nicht zum erstenmal machte; die juristischen Ausdrücke, deren sie sich bediente, flossen glatt und leicht über die schönen Lippen, und sie schien auch zu wissen, daß ein Jurist selten an Thatsachen glaubt, die ihm nicht schwarz auf weiß bewiesen werden.

...urück; nur ihre Hände zitterten noch leicht bei dieser ...anischen Thätigkeit.

...und dann sagte sie: „Wer eine lange Seereise hinter ... hat, wird gegen enge Räume empfindlich. Die Luft ... diesem Zimmer ist etwas schwül, Herr Doktor. Uebri- ... sind wir vorderhand wohl zu einem Abschluß gekom- ...en. Nur noch eins —“

Sie stockte, und die folgenden Worte schienen eine ge- ...sse Ueberwindung zu kosten.

Dennoch sprach sie, wenn auch unsicher und mit nie- ...egeschlagenen Augen weiter: „Unter dem Nachlaß meines ...optivvaters befindet sich eine Anzahl Juwelen; er war ...mählich ganz Brasilianer geworden und liebte die Edel- ...eine. Für mich haben sie keinen Wert, und ich möchte ...aher das tote Kapital umsetzen. Können Sie mir dabei vielleicht behilflich sein?“

Das Ansinnen war für einen Anwalt seltsam genug; es kam allerdings bei größeren Vermögensverwaltungen mitunter vor, daß der Rechtsbeistand sich auch mit der Verwertung von Pretiosen zu befassen hatte, aber in den weitaus meisten Fällen wandten die Eigentümer sich doch direkt an einen Juwelier.

Indessen Hans war ein guter Rechner, der alles mitnahm, und er konnte obendrein auf die Unterstützung von Humbert rechnen.

„Haben Sie die Edelsteine bei sich?“ fragte er.

„Nein, sie befinden sich in meiner Wohnung. Wir haben ja doch noch miteinander zu verhandeln, Herr Doktor. Vielleicht machen Sie mir das Vergnügen eines Besuches. Ja? Heute nachmittag?“

Die Einladung war mit einem zweiten freimütigen Händedruck und mit einem Lächeln begleitet, dem Hans ... iderstehen konnte.

...te galant die feinen warmen Finger und ver-

draußen vor Hamburg, und meinte, das würde schon längst einen anderen Liebhaber gefunden haben. Als er gestorben war, machte der deutsche Konsul in Rio de Janeiro mich darauf aufmerksam, daß es sich doch vielleicht der Mühe lohnen werde, nähere Nachforschungen anzustellen, und darum bin ich persönlich hierher gekommen."

„Und Sie kennen das Grundstück bereits, Fräulein Ruhmann?"

Edith lächelte. „Ich bewohne seit einer Woche die Villa des Senators Petersen. Das Haus war gerade zu vermieten, und da habe ich zugegriffen."

Die beiden jungen Leute sahen einander ins Gesicht. Es war da plötzlich eine neue Beziehung zwischen ihnen aufgetaucht, und Edith gab ihr zuerst Ausdruck.

Sie reichte dem Anwalt die Hand und sagte herzlich: „Sie sind mir nicht ganz fremd, Herr Doktor. Ich muß für meinen Nero um Entschuldigung bitten; das ungezogene Tier hat gestern der Dame einen schönen Schrecken eingejagt."

Ein Strahl weiblicher Neugier blitzte aus ihren dunklen Augen, als sie auf die Scene vom verflossenen Tage anspielte, und Hans Marquardsen beeilte sich, einem etwaigen Mißverständnis vorzubeugen.

„Es ist nicht der Rede wert," sagte er hastig. „Uebrigens besitze ich nicht das Recht, für meine Begleiterin Entschuldigungen anzunehmen, die Dame ist nur eine Hausgenossin, die Frau eines Juweliers."

Hans brach plötzlich ab und stand erschrocken auf.

Er konnte sich getäuscht haben, aber er glaubte zu bemerken, daß Edith plötzlich sehr blaß wurde. Sie führte das Taschentuch an die Lippen und atmete schwer.

Jedenfalls ging der nervöse Anfall, oder was es sonst war, ebenso schnell vorüber, wie er gekommen war. Edith erhob sich ebenfalls und legte die Papiere in das Täsch-

chen zurück; nur ihre Hände zitterten noch leicht bei dieser mechanischen Thätigkeit.

Und dann sagte sie: „Wer eine lange Seereise hinter sich hat, wird gegen enge Räume empfindlich. Die Luft in diesem Zimmer ist etwas schwül, Herr Doktor. Uebrigens sind wir vorderhand wohl zu einem Abschluß gekommen. Nur noch eins —"

Sie stockte, und die folgenden Worte schienen eine gewisse Ueberwindung zu kosten.

Dennoch sprach sie, wenn auch unsicher und mit niedergeschlagenen Augen weiter: „Unter dem Nachlaß meines Adoptivvaters befindet sich eine Anzahl Juwelen; er war allmählich ganz Brasilianer geworden und liebte die Edelsteine. Für mich haben sie keinen Wert, und ich möchte daher das tote Kapital umsetzen. Können Sie mir dabei vielleicht behilflich sein?"

Das Ansinnen war für einen Anwalt seltsam genug; es kam allerdings bei größeren Vermögensverwaltungen mitunter vor, daß der Rechtsbeistand sich auch mit der Verwertung von Pretiosen zu befassen hatte, aber in den weitaus meisten Fällen wandten die Eigentümer sich doch direkt an einen Juwelier.

Indessen Hans war ein guter Rechner, der alles mitnahm, und er konnte obendrein auf die Unterstützung von Humbert rechnen.

„Haben Sie die Edelsteine bei sich?" fragte er.

„Nein, sie befinden sich in meiner Wohnung. Wir haben ja doch noch miteinander zu verhandeln, Herr Doktor. Vielleicht machen Sie mir das Vergnügen eines Besuches. Ja? Heute nachmittag?"

Die Einladung war mit einem zweiten freimütigen Händedruck und mit einem Lächeln begleitet, dem Hans nicht widerstehen konnte.

Er küßte galant die feinen warmen Finger und ver-

sprach zu kommen. Dann geleitete er seine schöne Klientin hinaus.

In der Expedition saß Schmidt allein auf seinem Drehstuhl.

Doktor Marquardsen verabschiedete sich von Edith und nahm dann seine Aktenmappe, um auf das Gericht zu gehen.

„Wo ist Daniel?" fragte er.

Schmidt rutschte von seinem Bock herunter und machte ein devotes Gesicht. „Ich habe ihn mit ein paar Reinschriften weggeschickt; ich wußte nicht, daß der Herr Doktor heute noch selbst aufs Gericht wollten."

„Ein andermal fragen Sie mich erst, Herr Schmidt."

„Ich wollte den Herrn Doktor nicht stören."

Hans entfernte sich, ohne eine Antwort zu geben; sein Bureauvorsteher aber grinste hinter ihm drein.

Dann stellte er sich an die Verbindungswand zwischen Expedition und Privatkontor und betrachtete nachdenklich eine durch Getäfel verdeckte Stelle, die offenbar angebohrt und dann durch einen Holzpflock wieder verschlossen war.

Er zog den letzteren heraus, und man konnte nun durch die entstandene Oeffnung nicht nur in den Nebenraum blicken, sondern auch, wenn man das Ohr anlegte, die Vorgänge drinnen belauschen.

Nach einigen Sekunden aufmerksamer Prüfung steckte Schmidt den Pflock wieder an seinen Platz und sagte befriedigt: „Polsterthüren sind gut, Löcher sind besser."

Der Expeditor war nicht mehr ganz jung, er stand bereits in der Mitte der Dreißig und hatte eine etwas bewegte Vergangenheit hinter sich. Von Haus aus zum Juristen bestimmt, war er mit großer Leichtigkeit durch das Gymnasium gegangen, hatte indessen schon im ersten Semester sein Studium abbrechen müssen, weil das väterliche Geschäft verkrachte.

Seine Neigung für alles, was mit den Gesetzen zusammenhing, ließ ihn der einmal erwählten Laufbahn aber nicht ganz treulos werden; er stieg nur eine Stufe tiefer hinab, trat als Subalterner in den Hanseatischen Staatsdienst und machte sehr bald sein Examen als Gerichtsschreiber. Die Beförderungsverhältnisse waren indessen wegen Ueberfüllung ziemlich ungünstig, und Schmidt rechnete aus, daß er noch mehrere Jahre auf eine Anstellung werde warten müssen. Zudem sagte eine freie Erwerbsthätigkeit seiner ganzen Anlage mehr zu, als das langsame, wenn auch sichere Aufrücken in einer Beamtenlaufbahn; er quittierte daher kurz entschlossen den Staatsdienst und trat in das Bureau eines der angesehensten Rechtsanwälte Hamburgs über.

Durch seine große Geschäftsgewandtheit rückte er bald in die Stelle des ersten Vorstehers ein und konnte nunmehr mit einem Gehalt von fünftausend Mark seine Zukunft als gesichert ansehen. Aber seine allzugroße Vorliebe für eine selbständige Thätigkeit brach ihm schließlich den Hals. Der Chef merkte, daß sein Bureauvorsteher allerlei Geschäfte auf eigene Hand betrieb, daß er die Klienten förmlich abfing und dem eigenen Brotherrn gewissermaßen Konkurrenz machte; die Folge davon war natürlich ein Zerwürfnis, dem die Kündigung auf dem Fuße folgte. Schmidt saß sozusagen auf dem Trockenen.

Er mußte seine behagliche Junggesellenwohnung an der Großen Bleichen aufgeben und verzog in die billigere Gegend von St. Pauli; es war seine Absicht, dort festen Fuß zu fassen und sodann ein Bureau als Volksanwalt einzurichten. Vorderhand lebte er von seinen Ersparnissen und gelegentlichen Kommissionsgeschäften.

Der Zufall hatte ihn in dasselbe Haus geführt, welches Frau Marquardsen bewohnte.

Die Witwe des verstorbenen Schiffsmaklers hatte eine

Etage nach vorne heraus inne, während Schmidt sich mit zwei Zimmern im Hinterhause begnügte, aber ungeachtet dieses Unterschieds war dennoch zwischen beiden ein fast freundschaftlicher Verkehr entstanden.

Frau Marquardsen hatte ihren Sohn zwar studieren lassen und wünschte für ihn auch möglichst einflußreiche Verbindungen; sie selbst aber konnte und wollte sich nicht aus der angeborenen Sphäre emporheben und fand, daß der geschäftskundige, stets zuvorkommende Hausgenosse ihren eigenen Ansprüchen und Anschauungen vollkommen genüge.

Sie sah es sogar nicht ungern, daß Schmidt für Agnes Barkhausen ein auffälliges Interesse an den Tag legte.

Der Altersunterschied zwischen den beiden Hausgenossen war zwar ziemlich bedeutend, und Schmidt konnte keineswegs als Adonis gelten; er war nicht geradezu verwachsen, aber der Kopf steckte ziemlich tief zwischen den breiten Schultern, und der rote struppige Schnurrbart machte das fuchsähnliche Gesicht nicht anziehender — indessen hatte nach Frau Marquardsens verständiger Ansicht eine arme Klavierlehrerin keine großen Ansprüche zu machen, und Schmidt war immerhin ein gebildeter Mann.

Daß Agnes den verkrachten Bureauvorsteher vollständig ignorierte, war allerdings keineswegs besonders ermutigend, Frau Marquardsen glaubte indessen den Grund davon zu wissen: die Kleine machte sich offenbar Hoffnungen auf ihren Vetter Hans.

Und nun wurde ein feines Doppelspiel eingeleitet.

Hans war Anwalt geworden und suchte einen Bureauvorsteher; er mußte als Anfänger einen besonders gewandten Menschen haben, der aber andererseits nicht zu hohe pekuniäre Ansprüche stellte; für diese Zwecke schien Schmidt gerade der richtige Mann zu sein. Frau Marquardsen machte ihren Sohn auf den Hausgenossen aufmerksam; sie rühmte dessen Geschick und Zuverlässigkeit

und da Schmidt klugerweise nur ein Gehalt von vorläufig zweitausendvierhundert Mark verlangte, so fand bald eine Einigung zwischen den beiden Männern statt.

Frau Marquardsen triumphierte.

Ihr Schützling war nun nicht mehr ein stellenloser Mann, sondern er hatte eine feste Einnahme und mußte daher in den Augen von Agnes Barkhausen an Bedeutung gewinnen; es lag ferner in seinem eigenen Interesse, daß die Praxis des neuen Chefs rasch wuchs, denn damit war eine Erhöhung des eigenen Gehalts verbunden, endlich aber konnte der Rechtsanwalt ganz unmöglich mit seinem eigenen Bureauvorsteher in Konkurrenz um die Gunst eines und desselben Mädchens eintreten, und so löste sich auf diese Weise ganz von selbst alle Beziehungen, die etwa bereits zwischen Hans und Agnes bestanden.

Uebrigens hatte Doktor Marquardsen noch gar keine Ahnung von Schmidts Absichten; er sollte auch erst davon erfahren, wenn sein Bureauvorsteher ihm unentbehrlich geworden war, so kalkulierte Frau Marquardsen in ihrem geschäftigen Gehirn, und sie glaubte damit aufs beste die Interessen des einzigen Sohnes zu fördern.

Sie liebte ihn ja mehr als ihren Augapfel, nur auf etwas besondere Weise. —

Schmidt bewohnte das Hinterhaus nicht allein, es war da vor einigen Wochen noch eine etwas rätselhafte Persönlichkeit eingezogen.

John Stevens war ein Mann von etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit glattem Gesicht, gelichteter Stirn und sehr scharf markierten Zügen. Er trug die bereits etwas ergrauten Haare so kurz wie ein Sträfling, und der ganze übrigens nicht unintelligente Kopf erinnerte etwas an einen Totenschädel.

Seine Gestalt war muskulös-hager und stets in einen schlotterigen karrierten Jackettanzug gehüllt. Stevens

sprach seinen Namen englisch aus und behauptete auch, ein Engländer zu sein; was er war, wußte niemand; wovon er lebte, war ebenso ein Geheimnis.

Es schien ihm aber nicht gut zu gehen, denn das kleine Zimmer, welches er an demselben Korridor mit Schmidt inne hatte, zeigte nur eine sehr dürftige Ausstattung.

Mit seinem Flurnachbarn wurde er bald bekannt, und als Schmidt gelegentlich äußerte, daß er sich gerne in der englischen Sprache vervollkommnen möchte, erbot Stevens sich sofort, den Unterricht gegen eine sehr mäßige Entschädigung zu übernehmen.

So begannen denn allabendlich auf Schmidts Zimmer sogenannte Konversationsstunden, und in deren Verlauf stellte sich sehr bald heraus, warum John Stevens seine Entschädigungsansprüche so überaus niedrig bemessen hatte. Er beherrschte zwar die englische Sprache für den gewöhnlichen Verkehr vollkommen ausreichend, hatte aber von der Grammatik keine Ahnung und sprach außerdem mit einem unverkennbar deutschen Accent.

Eines schönen Tages sagte Schmidt ihm ins Gesicht, daß er gar kein Engländer wäre, und darauf bequemte Mr. John Stevens sich zu dem Geständnis, daß er eigentlich Johann Steffens heiße und in Deutschland geboren sei. Er habe indessen viele Jahre in England „Stellung“ gehabt, seinen Namen infolgedessen „umfrisiert“ und ziehe es aus verschiedenen Gründen vor, von seiner deutschen Herkunft keinen ausgiebigen Gebrauch zu machen.

„Denn,“ sagte er, „ich hoffe, als Ausländer in Hamburg leichter Stellung zu finden.“

Das klang etwas sonderbar, aber Schmidt hatte es sich zum Prinzip gemacht, nur dann neugierig zu sein, wenn es ihm Vorteil brachte.

Hier brachte es ihm vorderhand keinen Vorteil.

Der Unterricht hörte zwar infolge dieser Enthüllungen auf, aber der Verkehr blieb bestehen. Stevens mochte nun in England oder sonstwo gelebt haben, und seine Stellung mochte so oder so gewesen sein, jedenfalls hatte er die Welt gesehen und wußte von allen möglichen Dingen zu erzählen. Außerdem trank er gerne Porter, und Schmidt, der selten ausging, hatte stets einige Flaschen vorrätig. So kamen die beiden ganz gut und nachbarlich miteinander aus.

Fünftes Kapitel.

Hans Marquardsen war nach seiner Unterredung mit Edith aufs Gericht gegangen und hatte dort die Ruhmannschen Nachlaßakten eingesehen, um seiner Klientin nachmittags ganz genaue Auskunft über alle einschlägigen Verhältnisse geben zu können.

Er fand in dem alten Fascikel ein neu eingeheftetes Blatt: die amtliche Taxe, welche von dem Gericht beigezogen worden war, und er erstaunte über ihre Höhe. Man hatte bisher angenommen, daß im Wege des öffentlichen Verkaufs höchstens dreimalhunderttausend Mark gelöst werden könnten, die Taxatoren aber hatten mit Rücksicht auf eine projektierte Baulinie viermalhunderttausend angenommen und dabei bemerkt, daß im Falle eines freihändigen Verkaufs sogar bis zu einer halben Million gegangen werden würde.

Unter den bisher angenommenen Verhältnissen hatte freilich nur von einer öffentlichen Versteigerung die Rede sein können, nun aber lag die Sache wesentlich anders, denn Edith konnte als legitimierte Erbin das Grundstück selbst übernehmen und die Interessenten zu den höchsten Geboten zwingen.

Dabei war natürlich Voraussetzung, daß sie nicht etwa

infolge einer ungünstigen Vermögenslage genötigt würde, das Besitztum um jeden Preis loszuschlagen; aber davon konnte nach der Ansicht des jungen Anwalts gar nicht die Rede sein, denn Edith machte in ihrem ganzen Auftreten den Eindruck einer zum mindesten sehr wohlhabenden Dame.

Um ein Uhr begann die Börse. Hans hatte ein kleines Geschäft zu erledigen und betrat inzwischen das Börsenhofrestaurant, um zu frühstücken; dort traf er zufällig mit dem Senator Petersen zusammen.

Petersen gehörte zu den reichsten Kaufleuten Hamburgs und war Besitzer der Villa, die momentan von Edith bewohnt wurde. Man hatte sich bisweilen darüber gewundert, daß der alte Herr, der überdies noch ein schönes Haus auf Uhlenhorst besaß, gerade neben dem wüsten Ruhmannschen Garten ein verhältnismäßig schlichtes Landhaus erbaut hatte, aber Petersen machte in der letzten Zeit gar kein Geheimnis daraus, daß dies gerade dem herrenlosen Grundstück zuliebe geschehen sei.

Er galt als dessen zukünftiger Erwerber und durfte sicher sein, daß ihm kein ernstlicher Konkurrent in den Weg treten werde; die vereinigten Grundstücke sollten alsdann voraussichtlich zu einem Prachtbau ersten Ranges benutzt werden.

Als Hans Platz nahm, rückte Petersen an ihn heran; die beiden Herren kannten einander oberflächlich, und der Senator begann sofort von dem Ruhmannschen Garten zu sprechen.

„Ich lese soeben, daß Sie zum Sequestrator ernannt sind,“ sagte er. „Die Sache kommt ja nun endlich ins Rollen, und ich habe als Grenznachbar ein lebhaftes Interesse daran. Ist wirklich ein öffentlicher Verkauf zu erwarten, oder haben sich noch in letzter Stunde Erben gemeldet?“

Der alte Herr machte ein erwartungsvolles Gesicht, und Hans lächelte vor sich hin.

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken, Herr Senator?"

„Je nun, die Frage liegt ziemlich nahe. Ich war auf ein paar Wochen verreist, und inzwischen hat mein Hausverwalter das Dings da — die kleine Villa, wissen Sie — vermietet. Er hatte Ermächtigung dazu. Aber ich erfahre erst heute den Namen der Mieterin — Fräulein Ruhmann. Ist das nicht sonderbar?"

Doktor Marquardsen nickte. „Ihre Vermutung trifft allerdings zu, Herr Senator. Fräulein Ruhmann hat sich bereits als Erbin so gut wie legitimiert. Die Geschichte ist etwas romantisch."

Senator Petersen war durchaus nicht romantisch angelegt; er machte eine abwehrende Handbewegung. „Die Thatsache genügt mir, Herr Doktor. Aber das ist eigentlich ein Strich durch die Rechnung, ich hatte mich schon halb und halb als Eigentümer des Gartens betrachtet; ich brauche ihn, um mein Besitztum zu arrondieren."

Hans fühlte sich in diesem Augenblick ganz solidarisch mit seiner schönen Klientin. Er klopfte vorsichtig auf den Busch. „Die Möglichkeit des Erwerbs ist ja auch nicht unbedingt ausgeschlossen," sagte er. „Fräulein Ruhmann scheint sich allerdings in sehr glänzenden Vermögensverhältnissen zu befinden, aber Geld bleibt Geld, und einem hohen Angebot ist schwer zu widerstehen. Meinen Sie nicht auch, Herr Senator?"

Der Alte schüttelte ärgerlich den weißen Kopf. „Was heißt ein hohes Angebot? Die neue Taxe von viermalhunderttausend Mark ist Unsinn, sie rechnet mit der projektierten Straße, die noch gar nicht genehmigt ist, das sind Zukunftspläne. Bei einem öffentlichen Verkauf würde ich heute das Grundstück sicher für dreimalhunderttausend Mark bekommen."

Das war unzweifelhaft richtig, aber Marquardsen ließ nicht locker. „Daran ist gar nicht zu denken, Herr Senator,“ entgegnete er bestimmt. „Wenn Fräulein Ruhmann ein Jahr wartet, dann tritt die höhere Taxe in Kraft; rechnen Sie noch das Affektionsinteresse der reichen Besitzerin hinzu — ich glaube, da kommt eine halbe Million heraus.“

Hans wußte ganz genau, zu wem er das sagte. Der alte Senator galt als ein guter Geschäftsmann, aber sein bedeutendes Vermögen gestattete ihm eine kostspielige Liebhaberei, und auf den Ruhmannschen Garten war er nun einmal versessen.

Petersen trank seinen Wein aus und stand auf. „Ich stecke wohl zu tief in der Sache, um noch zurückzutreten,“ sagte er grämlich. „Dieser neue Erbe kostet mich schließlich ein paarmal hunderttausend Mark, indessen, was will man schließlich machen? Guten Morgen, Herr Doktor.“

Hans triumphierte; das war ja so gut wie eine Zusage. Es kam jetzt alles darauf an, daß Edith nichts that, was ihren Ruf als reiche Erbin gefährden könnte; wenn der alte Fuchs merkte, daß der Verkauf des Grundstücks ihr sehr am Herzen lag, dann änderte sich natürlich sofort die ganze Sachlage.

Und nun fiel es dem jungen Anwalt schwer auf die Seele, daß er heute nachmittag mit Edith über den Verkauf der Juwelen verhandeln sollte. Sie hatte das zwar als eine Laune hingestellt, aber möglicherweise lag doch ein anderer Beweggrund vor, und es war jedenfalls hundert gegen eins zu wetten, daß die Angelegenheit in den Mund der Leute kam.

Die Bewohner von Harvestehude trugen am liebsten ihre Diamanten selbst, und wenn sie sich dennoch ihrer entäußerten, dann war das gewöhnlich ein recht bedenkliches Zeichen.

Handelte es sich denn überhaupt um ein erhebliches Vermögensobjekt?

Marquardsen verstand nichts von Edelsteinen; er wußte nur, daß der kleine Brillantring, den er an der linken Hand trug, etwa hundert Mark gekostet hatte, aber von der progressiven Steigerung des Wertes im Verhältnis zu der Größe besaß er nur eine unklare Vorstellung. Indessen war es ja sehr leicht, sich wenigstens eine oberflächliche Kenntnis zu verschaffen; wenn man Hausgenosse eines Juweliers ist, findet sich das ganz von selbst.

Hans begab sich zunächst nach dem Herrengraben; es war ohnehin noch zu früh, um bei Edith einen Besuch zu machen. Die Zwischenzeit konnte recht nützlich mit einem kleinen Kursus in der Edelsteinkunde ausgefüllt werden.

Humbert war im Laden, aber er hatte seinen Ueberzieher und ein gepacktes Handköfferchen neben sich.

„Ich bin gerade im Begriff, zwei bis drei Tage zu verreisen,“ sagte er, als Hans den Grund seines Kommens erwähnte. „Hat die Sache denn so große Eile?“

Hans entgegnete, daß er nachmittags mit einer Klientin über den Ankauf von Juwelen — er sagte absichtlich „Ankauf“ — zu verhandeln habe, und daß er doch gerne ein klein wenig informiert sein möchte.

Darauf lächelte der Juwelier etwas skeptisch. „Ich glaube nicht, Herr Doktor,“ sagte er, „daß Sie in einer Stunde viel lernen können, denn dazu gehören sehr eingehende Studien. Uebrigens versteht meine Frau davon ebensoviel wie ich. Was Sie also etwa wissen wollen, wird die Ihnen ebensogut sagen können.“

Humbert hatte es offenbar sehr eilig und stand schon zwischen Thür und Angel, aber dann kam doch noch der Geschäftsmann zum Durchbruch.

„Wenn die Dame Einkäufe machen will, darf ich wohl

um Empfehlung meines Geschäftes bitten. Ist der Name ein Geheimnis?"

Hans hatte ja ein Interesse, daß von der reichen Brasilianerin recht viel gesprochen wurde und er entgegnete daher ohne Zögern: „Es ist eine Ausländerin, ein Fräulein Ruhmann. Sie wohnt auf Harvestehude."

„So — na, schön. Also wenden Sie sich, bitte, nur an Maggi. Auf Wiedersehen!"

Fort war er, und Hans stieg nachdenklich die Treppe zu seiner Wohnung empor. Es that ihm hinterdrein eigentlich leid, daß er überhaupt Ediths Namen genannt hatte, denn man konnte nicht wissen, ob die kleine Verwechselung zwischen Verkaufen und Kaufen nicht doch schließlich irgend welche Verwickelung herbeiführen würde; aber wenn der Mensch einmal geflunkert hat, dann muß er auch weiterlügen.

Maggi war in der Wohnstube. Sie hatte sich wohl schon oben von ihrem Manne verabschiedet und schien die zweitägige Trennung nicht sonderlich tragisch zu nehmen, denn Hans hörte schon vor der Thür, wie sie mit ihrem Kanarienvogel schwatzte.

Als er aber anklopfte und eintrat, machte sie doch ein etwas befangenes Gesicht.

Die Zimmer des jungen Anwalts hatten einen besonderen Aufgang, und es kam nur selten vor, daß Doktor Marquardsen den vorderen Korridor benutzte. In der Humbertschen Wohnung selbst war er zwar öfters gewesen, aber dann immer in Gegenwart beider Eheleute.

Die Verlegenheit wich indessen schnell, als Hans sein Anliegen etwas zögernd vorbrachte. Maggi lachte über seine hilflose Schülermiene; aber als er dann in etwas dunkler und verworrener Weise andeutete, daß er die Kenntnisse, die er noch gar nicht besaß, in der Villa

Petersen verwerten wolle, nahmen ihre hübschen, sorglosen Züge einen gespannten Ausdruck an.

„Also mit der schwarzen Dame stehen Sie in Verbindung? Das ist sehr interessant, von der müssen Sie mir noch mehr erzählen, die hat auf mich einen unheimlichen Eindruck gemacht, und das Unheimliche zieht mich ganz besonders an, das heißt, ich fürchte mich eigentlich davor."

Dann schien sie zu merken, daß er nicht gerne davon sprach, und brach ab.

„Ich soll Ihnen also im Handumdrehen unsere ganze Wissenschaft beibringen? Ja, wie denken Sie sich das eigentlich, Herr Doktor?"

Er hatte sich die Sache noch gar nicht klar gemacht. Sein Anliegen beruhte auf einem plötzlichen Impuls; er wollte nur nicht ganz dumm dastehen, wenn Edith ihm ihre Juwelen zeigte und ihn vielleicht um einen Rat anging.

„Wissen Sie was, Frau Humbert?" sagte er. „Machen wir die Sache kurz. Zeigen Sie mir, bitte, recht große Edelsteine — Diamanten, Rubinen, Smaragden, was Sie gerade auf Lager haben; sagen Sie mir das Gewicht der einzelnen Steine und wie sich der Preis nach dem Gewichte stellt; das werde ich wohl in einer halben Stunde begreifen können. Mehr brauche ich vorderhand nicht zu wissen."

Maggi lächelte etwas schwermütig. „Ach du lieber Gott, Herr Doktor, Sie denken wohl, daß unser Geschäft am Jungfernstieg liegt? So walnußgroße Diamanten führen wir gar nicht, wo sollte denn das Kapital dazu herkommen? Was außer der großen Auswahl von Imitationen — Simili lautet der technische Ausdruck —, von denen immer ziemlich viele abgesetzt werden, etwa vorhanden ist, will ich Ihnen gerne zeigen, das heißt, ich

muß erst selbst nachsehen, mein Mann läßt mich ja nicht in das Geschäft, aber heute habe ich natürlich die Schlüssel zum Pretiosenschrank."

Das war der dunkle Punkt in der Humbertschen Ehe, über den Hans sich oft den Kopf zerbrochen hatte. Daß nicht etwa Eifersucht die Veranlassung zu dieser sonderbaren Laune bildete, hatte er längst heraus; der Juwelier war im Gegenteil sehr sorglos in Beziehung auf den Umgang seiner hübschen Frau, es mußte da irgend ein Geheimnis obwalten, das einzig und allein dem verschlossenen Manne bekannt war.

Inzwischen stiegen die beiden einträchtig in den Laden hinunter.

Die rothaarige Verkäuferin war jetzt allein dort anwesend und teilte Maggi mit, daß ein auf der Durchreise befindlicher Herr einige Ringe zur Ansicht ins Hotel bestellt habe. Sie packte die betreffenden Pretiosen ein und entfernte sich, ohne lange zu fragen; sie wußte offenbar, daß Frau Humbert gerne die Gelegenheit wahrnahm, einmal selbst im Geschäft sich umzusehen.

So waren Hans und Maggi allein, und sie durften auch annehmen, ungestört zu bleiben, denn in dieser frühen Nachmittagsstunde kamen nur selten Kunden, und die beiden Gehilfen, welche in der anstoßenden Werkstatt arbeiteten, hatten sich zum Mittagsessen fortbegeben.

Es war ein schwüler Tag, und die drückende Stille im Laden wurde nur durch das Surren der Fliegen unterbrochen; Maggi atmete unter dem Druck der Hitze tief auf, und Hans sagte: „Wenn Sie jetzt ganz allein wären, Frau Humbert, würden Sie sich dann nicht fürchten?"

„Es sind ja Leute auf der Straße," entgegnete sie. „Abends, wenn wir alles eingeschlossen haben, denke ich freilich bisweilen an Einbruch, das ist bei unserem Geschäft eigentlich ziemlich natürlich."

„Sie sollten sich einen Hund anschaffen.“

„Ja, wir haben schon gelegentlich davon gesprochen, mein Mann und ich.“

Die Erwähnung des Abwesenden brachte das kurze Gespräch ins Stocken; Maggi schloß den großen feuerfesten Schrank auf, in dem die wertvolleren Gegenstände aufbewahrt wurden.

„Was wir an ungefaßten Juwelen besitzen, hat hier seinen Platz,“ sagte sie. „Also recht große Steine möchten Sie sehen? Ja, du lieber Gott, hier ist zum Beispiel ein Diamant, den ich auf tausend Mark schätze; wenn er ein bis zwei Karat mehr hätte, würde er schon das Dreifache wert sein, das steigt ganz ungeheuer mit dem Gewicht.“

„Diamanten sind wohl am kostbarsten, Frau Humbert?“

„O nein, durchaus nicht immer. Es kommt vor allen Dingen auf Farbe und Reinheit an. Ueber drei Karat hinaus ist insbesondere der Rubin bedeutend teurer, ebenso der Saphir — — mein Gott, was ist denn das?!“

Maggi hatte, während sie sprach und die schönsten Steine hervorsuchte, ein kleines Fach ganz unten im Schranke geöffnet und eine in Seidenpapier gehüllte Schachtel zum Vorschein gebracht. Sie hatte die Hülle entfernt und den Deckel abgenommen, und nun stand sie regungslos mit weitgeöffneten Augen, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Ihr Gebaren war so auffällig, daß Hans neugierig näher trat und sich über ihre Hand beugte; er sah jetzt einen ungewöhnlich großen wundervollen Rubin, der sich leuchtend von der weißen Unterlage abhob und hundert feurige Strahlen im Sonnenlicht aussprühte.

Hans war ja absolut kein Kenner und vermochte den Wert dieses Steines auch nicht annähernd zu schätzen; man hätte ihm sagen können, daß es ein böhmischer Granat

sei, und er würde keinen Widerspruch haben begründen können, aber der magische, fast unheimliche Glanz, der die Netzhaut des Auges prickelte und reizte, erzeugte das ganz bestimmte und untrügliche Gefühl einer unzweifelhaften Echtheit.

„Was ist das?" wiederholte er leise Maggis letzte Worte, und sie entgegnete verwirrt: „Ich weiß nicht — ich begreife nicht — das ist ja ein Vermögen!"

Sie sprachen beide im Flüsterton wie unter einem Zauberbann, und ihre Köpfe neigten sich so nahe zusammen, daß sie einander streiften.

Unter dieser Berührung fand Maggi zuerst die Fassung wieder.

Sie trat einen Schritt zurück, hob den Rubin prüfend gegen das Licht und sagte ruhiger: „Sie dürfen sich über mein Erstaunen nicht wundern, Herr Doktor. Dieser Stein hat ein Gewicht von ungefähr zwanzig Karat und demnach einen Wert von mindestens fünfzigtausend Mark; ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß mein Mann ein so seltenes Stück eingekauft haben sollte, davon müßte ich doch unbedingt etwas wissen."

„Natürlich," entgegnete Hans mechanisch.

„Es ist allerdings sehr ungewöhnlich, daß Juwelen von dieser Größe in Kommission genommen werden," fuhr Maggi nachdenklich fort; „wer wird denn auch dergleichen am Herrengraben suchen? Indessen kann es doch gar nicht anders sein. Aehnliche Similisteine haben wir ja genug, aber ein echter —"

Die Sache schien ihr sehr durch den Kopf zu gehen und sie sogar etwas zu beunruhigen, wenigstens war von einer Fortsetzung des Gespräches nicht mehr die Rede.

Eine Stunde später befand sich Hans auf dem Wege nach Harvestehude.

Sechstes Kapitel.

Edith schien ihren Besuch bereits erwartet zu haben.

Hans wurde von einer alten Frau — anscheinend einer Ausländerin — empfangen und in ein Zimmer geführt, dessen Veranda nach dem Ruhmannschen Garten hinaus lag.

Edith saß an einem zierlich gedeckten Kaffeetisch; zu ihren Füßen lag die silbergraue Dogge, die sich jetzt sehr wohlerzogen benahm und sogar leise mit der mächtigen Rute wedelte.

Fräulein Ruhmann hatte das schwarze Seidenkleid mit sehr geschmackvoller Halbtrauer vertauscht, einem leichten hellen Stoff, der mit dunklen Schleifen besetzt war und die biegsame Gestalt voller erscheinen ließ. Man sah auch jetzt in der schärferen Beleuchtung, daß Edith den dreißiger Jahren ziemlich nahe sein mußte und daher als Mädchen nicht mehr für jung gelten konnte.

Aber sie glich in ihrer ganzen Erscheinung einer voll aufgeblühten Frau.

Auch ihr Benehmen gegen den jungen Rechtsanwalt zeigte eine Sicherheit, die bei unverheirateten Damen nur selten zu finden ist; man mußte freilich dabei berücksichtigen, daß Edith nach ihren Angaben früh auf eigene Füße gestellt worden war und daß sie ein großes Stück von der Welt gesehen hatte.

Hans mußte neben ihr in einem niedrigen Sessel Platz nehmen und empfing aus ihren schlanken weißen Händen eine zierliche Tasse Mokka. Sie schickte die alte Dienerin aus dem Zimmer und versorgte selbst ihren Gast mit jener zarten Aufmerksamkeit, die man einem lieben Freunde zu teil werden läßt.

Hans war nicht eitel genug, um diese Liebenswürdigkeit allein auf seine Person zu beziehen. Er wußte zwar

recht gut, daß die Frauen ihn im allgemeinen für einen hübschen, stattlichen Mann erklärten, aber in diesem besonderen Falle war es schließlich ganz begreiflich, wenn die in der großen fremden Stadt alleinstehende Dame ihren Rechtsbeistand als den natürlichsten Beschützer betrachtete und ihn auch demnach behandelte.

Die Unterhaltung kam denn auch sehr bald auf geschäftliche Dinge.

Ueber die Hauptsache, die Angelegenheit mit dem Ruhmannschen Erbe, schien Edith vollkommen im klaren zu sein, dagegen begann sie mit einer gewissen nervösen Hast von dem Verkauf ihrer Juwelen zu sprechen.

Sie holte eine kleine Metallkassette herbei, nahm sie auf den Schoß, rückte ganz dicht an ihren Gast heran und schlug den Deckel zurück.

Hans mußte sich vorbeugen, um genau zu sehen.

Das Kästchen enthielt eine reichhaltige Sammlung von Diamanten der verschiedensten Größe; es befand sich kein einziger farbiger Stein darunter, dagegen waren mehrere Exemplare von außerordentlicher Schönheit.

Edith betrachtete fast zärtlich den schimmernden Schatz, und ihre Augen leuchteten mit den Brillanten um die Wette.

Dann seufzte sie und fragte gespannt: „Nun, was meinen Sie, Herr Doktor?“

Hans befand sich in einiger Verwirrung; die unmittelbare Nähe des schönen Weibes interessierte ihn weit mehr als das Flimmern der Juwelen; dabei kam er sich unendlich unwissend vor.

„Das ist wohl sehr schwer zu schätzen,“ sagte er endlich zaghaft.

Edith lehnte sich zurück und lachte leise über sein verdutztes Gesicht. „Aber, lieber Herr Doktor, ich verlange von Ihnen doch keine Taxe! Den Wert kenne ich ganz

genau, mein Adoptivvater war ein sehr guter Kenner, und ich selbst —"

Sie brach plötzlich ab und sah mit einem langen Blick in die leere Luft. An ihrem Geiste schien irgend eine Erinnerung vorüberzuziehen, ihre schwarzen Brauen zogen sich zusammen, und das Gesicht nahm einen harten Ausdruck an.

Dann aber strich sie sich mit der Hand über die Augen und fuhr fort: „Wenn man diese Steine einzeln verkauft, geben sie einen Erlös von achtzigtausend Mark; das ist der Marktpreis, den ich jeden Tag dafür erhalte, hier in Hamburg und überall. Aber es wäre ein unverantwortlicher Leichtsinn, die Sammlung auseinander zu reißen. Sehen Sie sich nur die Größenverhältnisse an; jeder einzelne Diamant paßt zu dem anderen, und wenn man die Reihenfolge richtig zusammenstellt, dann ergiebt die Gesamtheit ein Collier, welches mindestens hunderttausend Mark wert ist. Warum denn die zwanzigtausend zum Fenster hinauswerfen?"

„Das wäre freilich Thorheit," bestätigte Marquardsen nachdenklich, und er stellte sich dabei vor, wie das Collier an Ediths Nacken aussehen würde.

„Sie begreifen nun, lieber Freund," fuhr Edith mit weicher Stimme fort, „warum ich mich gerade an Sie wende. Ein derartiges Geschäft kann nur unter der Hand gemacht werden, und als Anwalt haben Sie mancherlei Beziehungen —"

„Ja, warum wollen Sie denn die Steine überhaupt verkaufen?" platzte Hans heraus.

Edith schwieg eine lange Weile und ließ die Juwelen langsam einzeln durch die Finger gleiten. Dann schloß sie plötzlich mit einer energischen Bewegung die Kassette und richtete sich auf.

„Glauben Sie denn wirklich, Herr Doktor, daß ich

mich mit leichtem Herzen von diesem Andenken trenne? Und wenn es auch keine teure Erinnerung wäre, ich liebe den Glanz der Edelsteine mit einer Leidenschaft, von der Sie sich kaum eine Vorstellung machen können. Die Trennung davon wird mich sehr traurig machen, aber es muß sein. — Nein, nein," fuhr sie fort, als der junge Anwalt eine Bewegung machte, und legte ihre Hand auf seinen Arm, „Sie haben mit Ihrer Frage keine Indiskretion begangen; Sie sind mein Rechtsbeistand und vielleicht noch mehr, ich schulde Ihnen volle Offenheit. Also, lieber Freund, ich bin nicht reich."

Marquardsen hatte wohl unwillkürlich einen Blick nach dem Ruhmannschen Garten hinübergeworfen, denn Edith fing ihn auf und lächelte flüchtig.

„Sie meinen, daß da drüben mein Reichtum liegt? Nun ja, das Grundstück mag ja einen recht hübschen Wert besitzen; dreimalhunderttausend Mark, oder so herum. Also ich will mich verbessern; ich bin nicht arm. Aber dieses Vermögen ist für Hamburger Verhältnisse auch nicht groß, jedenfalls ist es nicht so bedeutend, daß ich ein totes Kapital von hunderttausend Mark mit gutem Gewissen liegen lassen könnte. Und diese Juwelen sind in der That mein einziges nennenswertes Vermögen. Mein Adoptivvater besaß allerdings in Brasilien sehr bedeutende Ländereien, aber die unglückseligen politischen Verhältnisse entwerteten den Grundbesitz, es kamen Kriegslasten von mannigfacher Art hinzu, und als er endlich starb —" Edith brach ab und trocknete sich die Augen; dann wurde sie wieder heiterer.

„Vielleicht habe ich die Verhältnisse etwas zu düster gezeichnet. Ich kann ja vorderhand noch leben, sonst würde ich wohl nicht diese Villa gemietet haben, aber wie gesagt: hunderttausend Mark kann ich nicht in einer Kassette liegen lassen oder vielleicht gar am Halse tragen —"

„Und dennoch dürfen Sie das," unterbrach Hans begeistert den letzten Satz, und er warf dabei einen so feurigen Blick auf die erwähnte Stelle, daß Edith unwillkürlich errötete. „Ja, Sie dürfen es nicht allein, gnädiges Fräulein, sondern die Klugheit gebietet sogar, daß Sie den Reichtum zeigen, der in diesem Kästchen verborgen liegt."

Die beiden Verbündeten waren wieder mehr zusammengerückt und redeten mit halblauter Stimme. Zu ihren Füßen lag Nero, spitzte die Ohren, wenn sich draußen ein Geräusch erhob, betrachtete den Anwalt mit verständigen Blicken und klopfte bisweilen leise den Teppich mit seinem Schwanz.

Hans erzählte von dem Senator Petersen und von dessen Absichten auf den Ruhmannschen Garten. Er fühlte, daß das, was er hier that, nicht ganz den Regeln einer strengen Moral entsprach, daß es vielleicht von einigen seiner Kollegen verurteilt worden wäre.

Er wollte den Liebhaber einer Sache, die sehr leicht käuflich zu erlangen war, über die Vermögensverhältnisse des Eigentümers täuschen und ihn dadurch bewegen, die Sache über den Wert hinaus zu bezahlen.

Das geschah freilich oft genug in Handel und Wandel, denn der Verkäufer kann schließlich seinen Preis stellen wie er will, und wenn er dabei nicht etwa über die Ware, sondern nur über seine eigene Person Irrtümer erregt, so ist das juristisch betrachtet kein Betrug, sondern ein erlaubter „Trick", eine Schlauheit, eine Finte. Vielleicht würde umgekehrt der Käufer den Preis gedrückt haben, wenn er wußte, daß der andere gezwungen war zu verkaufen.

Und dennoch sagte sich Marquardsen, daß er mit keinem anderen seiner Klienten über die tiefsten Tiefen des Geschäftslebens in dieser Weise verhandelt haben

würde. Aber in Ediths unergründlich dunklen Augen lag ein Ausdruck, der ihn unwiderstehlich anzog und ihm zugleich die Ueberzeugung schuf, daß das Verständnis dieser etwas exotischen Dame in gewissen Dingen ziemlich weit gehe.

Edith hörte die Auseinandersetzungen ihres Ratgebers mit gespannter Aufmerksamkeit an, und ihre Augen glänzten, als er von der Möglichkeit sprach, eine halbe Million für das Grundstück zu erhalten.

Als er aber, seine Darlegungen mit einer kleinen Abdämpfung schließend, sagte: „Sie dürfen also jetzt, in diesem Augenblick, um keinen Preis durch den Verkauf der Diamanten den Verdacht einer gewissen Notlage wachrufen," da nickte sie ihm vertraulich zu und ging selbst sofort einen Schritt weiter.

„Unter diesen Umständen denke ich natürlich gar nicht daran," sagte sie fröhlich. „Mein Gott, ein paar tausend Dollars habe ich immer noch bar liegen, also von irgend einer Not kann gar nicht die Rede sein. Aber da fällt mir eben etwas ein —"

Sie öffnete nochmals die Kassette und betrachtete die Diamanten mit der Zärtlichkeit einer Mutter, die ihr verloren gewähntes Kind wiedergefunden hat. Ihre schlanken weißen Finger glitten liebkosend über die glitzernde Pracht, dann ordnete sie die Steine auf dem schwarzen Sammet nach ihrer Größe zu einem in der Mitte offenen Kreis und fuhr fort: „Sehen Sie, so giebt das ein geradezu prachtvolles Collier; aber fällt Ihnen nicht etwas dabei auf?"

Hans mußte wiederum sehr genau hinblicken, denn er war etwas kurzsichtig, oder er gab sich wenigstens den Anschein.

Edith ließ ihn ruhig gewähren, es war ihr offenbar gar nicht unangenehm, daß dieser hübsche Männerkopf sich ziemlich nahe an ihrer Schulter befand.

„Es fehlt da ein Abschluß," sagte der Anwalt endlich.

„Natürlich. Es freut mich, daß Sie das so schnell gefunden haben."

Schnell war das nun gerade nicht gegangen, und die Anstrengung des Nachdenkens war offenbar groß gewesen, denn Hans hatte einen ganz roten Kopf.

„Ein passendes Mittelstück," fuhr er kühner fort. „Auf der zarten weißen Haut —"

„Davon haben wir nicht gesprochen," verwies ihn Edith mit sanftem Vorwurf.

„Nun ja, ich meine nur. Aber diese wasserhellen Steine bedürfen einer Hebung, vielleicht durch einen besonders großen und schönen Rubin."

Die Juwelen rollten plötzlich durcheinander; Edith hatte sich so jäh aufgerichtet, daß die Kassette fast von ihrem Schoß geglitten wäre.

Vielleicht lag der Grund in einer leisen, zufälligen Berührung der beiden Köpfe, wenigstens war Hans dieser Ansicht, denn er rückte seinen Sessel zurück und stammelte verwirrt eine Entschuldigung.

Aber Edith schien gar nicht darauf zu hören.

Irgend etwas, die Erinnerung an eine Begebenheit oder das Bild eines zukünftigen Ereignisses, schien vor ihrer Seele zu schweben. Sie saß da mit blassem Gesicht und weitgeöffneten Augen, den Kopf vorgeneigt und die Lippen zusammengepreßt, als empfinde sie einen körperlichen Schmerz.

Nero war aufgestanden und legte seinen mächtigen Kopf in ihren Schoß; das kluge Tier wußte offenbar, daß der fremde Mann da an der Seite seiner Herrin keine Schuld an diesem Zufall trug, denn es sah mit seinen treuen braunen Augen ganz gelassen von einem zum anderen und wedelte nur leise mit dem Schweif.

Eine besorgte Frage von Hans brachte Edith wieder zu sich.

Sie schob den Hund leise zurück, stand auf und nahm von dem Schreibtisch ein kleines Flacon; dabei sagte sie abgewandt, mit etwas müder Stimme: „Sie dürfen nicht erschrecken, lieber Freund, meine dummen Nerven spielen mir mitunter einen Streich. Wovon sprachen wir doch noch? Ja so, von einem besonders großen schönen Rubin. Sie haben ganz recht, der würde vorzüglich zu den Diamanten passen, aber leider ist solch ein Stück sehr selten und außerordentlich teuer. Ich glaube nicht, daß es in ganz Hamburg zu finden ist."

„Vielleicht doch," sagte Hans.

„Nein, nein, das weiß ich besser."

Edith sagte die wenigen Worte fast schroff, als wenn sie jede weitere Erörterung über diesen Punkt abschneiden wollte. Und dann setzte sie sich an den Schreibtisch, griff nach einem Bogen und begann einige Zeilen flüchtig hinzuwerfen.

Währenddessen fuhr sie mit veränderter Stimme fort: „Bitte, lieber Herr Doktor, stören Sie mich jetzt nicht. Ich habe da einen ausgezeichneten Gedanken, aber das ist vorläufig noch mein Geheimnis. Sie werden schon sehen, vielleicht morgen."

Hans schwieg. Edith hatte offenbar sehr krause Launen, aber sie konnte mit ihm machen, was sie wollte; ihre Schönheit und das Vertrauen, welches sie ihm entgegenbrachte, fascinierten ihn förmlich. Wenn sie „lieber Herr Doktor" oder gar „lieber Freund" mit ihrer weichen Stimme sagte, dann hätte er für sie durch die Alster schwimmen oder einen kleinen Paragraphen des Strafgesetzbuches übertreten können.

Natürlich keinen sehr schlimmen.

Das Billet war geschrieben, und Edith schellte nach

ihrer Dienerin. Sie stand dabei neben Hans und hielt die Aufschrift so, daß er sie lesen mußte: „Expedition der Hamburger Reform.“

Einige Minuten später waren die beiden ganz allein in der kleinen Villa. Marquardsen wußte natürlich nicht, ob das wirklich der Fall sei, oder ob nicht vielleicht irgendwo noch ein dienender Geist steckte, aber Edith fing selbst davon an, als wenn das Gefühl der Einsamkeit sie in diesem Moment überschauert hätte.

„Man könnte hier umgebracht werden,“ sagte sie, „ohne daß ein Hahn danach kräht. Drüben in Brasilien wohnten unsere nächsten Nachbarn viel weiter entfernt, aber wir besaßen dafür ausreichende Dienerschaft. Meine alte Josepha ist doch ein recht mangelhafter Schutz.“

Hans streichelte die Dogge, die ihm sehr gewogen zu sein schien, und meinte, dieser vierbeinige Genosse sei doch auch nicht zu verachten.

Aber Edith schüttelte zweifelnd den Kopf. „Er würde jeden, der mich anfaßt, zerreißen — natürlich, daran ist gar nicht zu zweifeln. Aber wenn man ihm ein vergiftetes Stück Fleisch vorwirft, dann kommt doch schließlich das Tier zum Vorschein. In dieser Beziehung ist ein Mensch wohl zuverlässiger.“

„Dann schaffen Sie sich doch einen tüchtigen Diener an.“

„Wissen Sie jemand, Herr Doktor?“

Hans sann einen Augenblick nach. „Ich selbst bin in diesen Dingen nicht so bewandert, aber mein Bureauvorsteher hat eine sehr ausgedehnte Bekanntschaft. Ich werde ihn gleich morgen früh zu Rat ziehen.“

Damit war diese Angelegenheit vorläufig erledigt, aber die tiefe Stille schien eine ruhige Unterhaltung nicht mehr aufkommen zu lassen. Es war schwül im Zimmer, und Edith öffnete die Balkonthür, um frische Luft hereinzulassen.

Sie blickte nach dem wüsten Ruhmannschen Garten hinüber und sagte endlich: „Sie waren doch gestern mit der Dame — ich meine, mit Ihrer Hausgenossin — drüben bei dem alten Gartenhause; warum sind Sie eigentlich nicht hineingegangen?“

„Das Schloß war verrostet,“ entgegnete Hans, über ihre heimliche Neugier lächelnd.

„Aber das ist doch kein Hindernis! Ein Tropfen Oel —“

„Hätten Sie Lust?“

„Natürlich. Sind Sie im Besitz des Schlüssels?“

„Zufällig ja — hier ist er.“

Edith nahm das rostige Instrument zwischen die feinen Finger und betrachtete es nachdenklich. Dann lachte sie plötzlich hell auf.

„Das ist ja ein ganz verzwicktes Ding; da könnte ich freilich lange probieren!“ Und als er ihr erstaunt in das Gesicht blickte, fuhr sie ein bißchen verlegen fort: „Sie sind ja mein Bundesgenosse, Ihnen kann ich es schon sagen. Ich bin nämlich schon ein paarmal drüben gewesen und habe mit allerhand alten Schlüsseln den Versuch gemacht, hineinzukommen, aber es wollte mir nie glücken. Das ist doch kein Unrecht, nicht wahr, wenn man sein künftiges Erbe gerne ansehen möchte?“

Hans wußte in diesem Augenblick nicht zu entscheiden, ob seine schöne Klientin wirklich nur naiv war oder ob ihre Begriffe von Recht und Unrecht auf etwas schwachen Füßen standen. Mein Gott, schließlich war das letztere gar nicht so wunderbar, wenn man bedachte, daß Edith aus einem halbzivilisierten Lande kam und sicherlich daran gewöhnt war, jeder ihrer krausen Launen nachzugeben.

Der junge Anwalt drohte daher nur scherzhaft mit dem Finger, und dann machten sie sich einträchtig auf den Weg; Nero mußte zur Bewachung der Villa zurück-

bleiben, dagegen versahen sie sich mit einem Oelfläschchen, um das widerspenstige Schloß geschmeidig zu machen.

Die grünüberwucherte Wildnis übte abermals ihren magischen Reiz.

Edith wurde einsilbig und drängte sich eng an ihren Begleiter; es war fast wie am Tage zuvor, als ein anderes blühendes Weib an der Seite des Mannes die Büsche durchstöberte, aber damals spürte Hans kaum das Schlagen seines Herzens, und heute stockte ihm bisweilen das Wort auf den Lippen, und er mußte tief Atem holen.

„Ist Ihnen auch so wunderbar zu Mut?“ sagte Edith leise. „Ich habe die Empfindung, als ob wir irgend etwas ganz Besonderes erleben müßten.“

Er nickte nur; das Besondere war ja schon um sie und in ihnen, die Sprache der Seele mit der Seele, unter deren Einfluß die Außenwelt sich verschleierte.

Aber dann kam wieder eine andere Spannung über sie.

Unter Ediths geschickten Fingern wurde das Thürschloß des Gartenhauses allmählich geschmeidig, und der Schlüssel begann sich zu bewegen; dennoch aber bedurfte es vereinter Anstrengung, um die Thür zum Nachgeben zu zwingen. Als das große Werk endlich vollbracht war, da hatten sie beide rote Wangen vor Eifer und Anstrengung und anderen Dingen.

„Gehen Sie zuerst hinein,“ sagte Hans. „Sie sind die Herrin.“

„Nicht um alles in der Welt!“

So stritten sie sich ein paar Sekunden hin und her, dann machte Hans ein Ende, faßte Edith um das schmale Handgelenk und zog sie mit sich; er fühlte unter seinen Fingern das Zucken eines unruhigen Pulsschlages, aber sie folgte ihm willig. Und so begannen sie ein neugieriges Stöbern, wie zwei Kinder, die in dunkeln Winkeln auf Entdeckungsreisen ausgehen.

Vor ihnen lag ein schmaler Flur, der jetzt vom grünumdämmerten Tageslicht notdürftig erhellt wurde; rechts die Außenwand, links eine Thür, die in das Innere zu führen schien.

„Was werden wir dahinter entdecken?“ sagte Edith ganz leise.

„Wahrscheinlich nichts, Fräulein Edith.“

Die Thür war unverschlossen. Hans ging jetzt voraus, durchschritt in der Dunkelheit einen anscheinend leeren Raum, stieß rasch den Verschluß des nächsten Fensters zurück und drehte sich erwartungsvoll um.

In dem plötzlich seit vierzig Jahren zum erstenmal hereinfallenden Sonnenstrahl flimmerte alles grau in grau; Auge und Lunge mußten sich erst allmählich an den dichten Staubschleier gewöhnen, der hier ein Menschenalter hindurch geruht hatte und nun aufgescheucht zerflatterte.

Aber er enthüllte wenig, was des Anschauens wert war.

Alfred Ruhmann mochte das damals noch viel einsamer gelegene Gartenhaus wohl bisweilen zu einem flüchtigen Aufenthalt benutzt und vielleicht sogar hie und da in demselben genächtigt haben; auf das letztere deutete wenigstens der Umstand hin, daß sich in einer Ecke des Zimmers eine leere, von Würmern zerfressene Bettstelle vorfand, die aus schlichtem Tannenholz zusammengefügt war. Die enge Behausung war aber doch zu primitiv gewesen, um ihrer Ausstattung eine besondere Sorgfalt zuzuwenden, und so hatte man auch die wenigen wertlosen Gegenstände, die nach dem Weggang des Verschollenen vorgefunden worden waren, an ihrem Platze stehen lassen.

Ein kleiner Tisch und ein geradlehniges, mit Roßhaar überzogenes Kanapee.

Der Zahn der Zeit hatte diesen beiden dauerhaft gearbeiteten Stücken nur wenig anhaben können; sie waren

zwar, wie alles übrige, mit einer dicken Staubschicht bedeckt, aber sonst noch ganz gut erhalten.

Edith machte sich sofort mit großem Eifer an ihre genauere Untersuchung. „In dem Tisch ist eine Schublade," sagte sie, „was mag darin enthalten sein?"

„Wahrscheinlich nichts," entgegnete Hans mit denselben Worten wie vorhin.

Er hatte recht, das Gefach war so gut wie leer, das heißt doch nicht ganz.

Ein vergilbtes Papier lag darin, anscheinend das Fragment eines Briefes, ein abgerissener Fetzen, mit feinen, blassen Schriftzügen bedeckt, aber ohne Datum und Unterschrift.

„Mein geliebter Alfred!" lautete die Anrede, dann folgten zärtliche Worte, Liebesschwüre, ein Ausdruck der Hoffnung — — dann der Riß.

Hans und Edith standen nebeneinander und sahen mit einem wehmütigen Gefühl auf das alte vergessene Blatt; es enthielt keine Thatsache und redete doch mehr als eine lange Erzählung es hätte thun können.

„Das war wohl seine Liebe," sagte Hans endlich leise. „Wissen Sie, warum er in die Welt hinausging?"

„Nein," entgegnete Edith ebenso und legte den Brief an seine Stelle zurück. „Er deutete wohl gelegentlich etwas an von politischen Verhältnissen oder dergleichen, aber seine Worte blieben immer dunkel."

„Es kann auch eine Schuld gewesen sein, die ihn forttrieb."

„Warum glauben Sie das?" fragte sie unsicher.

„Er ließ doch immerhin einen Menschen zurück, der ihn lieb hatte. Politische Verhältnisse ändern sich, gnädiges Fräulein, aber die Schuld reißt eine Kluft, über die es keine Brücke giebt."

Edith setzte sich plötzlich auf das Kanapee. Sie achtete

nicht darauf, daß Staub und Spinnengewebe ihr Kleid befleckten, es schien eine plötzliche Erschöpfung über sie gekommen zu sein.

Und dann sagte sie nach einer Pause: „Das klingt sehr trostlos, aber es ist wohl leider wahr. Eine einzige Schuld, vielleicht aus Leichtsinn oder Leidenschaft begangen, reißt die Herzen auseinander und treibt den Schuldigen in die Ferne. Der Zurückbleibende aber trägt daran nicht minder schwer wie der Scheidende. Der eine kann so wenig vergessen wie der andere.“

Ihre Worte waren um so seltsamer, als deren Veranlassung viele Jahre zurücklag und einen Toten betraf; aber sie hatte wohl mit Liebe an dem Verstorbenen gehangen.

Marquardsen machte den Versuch, ihre Gedanken in die Gegenwart zurückzuführen. Er blickte sich um und sagte lächelnd: „Da wären wir also am Ende unserer Entdeckungsreise angelangt. Eigentlich ist wenig Interessantes dabei herausgekommen. Ich denke, Frau Humbert hat nichts verloren.“

„Wer?!“

Edith richtete sich bei dieser kurzen Frage mit einem Ruck empor. Ihr Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, der sie plötzlich um Jahre älter erscheinen ließ, und den Hans schon einigemal an ihr beobachtet hatte.

„Wer?“ fragte sie nochmals hastig.

„Die Dame, mit der Sie mich gestern zusammen gesehen haben, die Frau des Juweliers Humbert, bei dem ich wohne.“

Wenn wir uns längere Zeit in einem Raume aufhalten, der seit vierzig Jahren nicht gelüftet worden ist, dann gehören gute Nerven dazu, um dem Einfluß der dumpfen und verdorbenen Atmosphäre zu widerstehen.

Hans fühlte selbst ungeachtet seiner kräftigen Natur

einen schmerzhaften Druck an den Schläfen, und er wunderte sich gar nicht darüber, daß Edith plötzlich aufstand.

Mit einer unsicheren Bewegung tastete sie nach seinem Arm und sagte sehr leise: „Bitte, lieber Herr Doktor, führen Sie mich hinaus — — diese Luft — ich fürchte, daß ich einen Ohnmachtsanfall bekomme —“

Er beeilte sich, ihren Wunsch zu erfüllen. Die gefürchtete Ohnmacht blieb freilich aus, aber Edith stützte sich doch sehr fest auf den Arm ihres Begleiters und ließ ihn auch nicht eher wieder los, bis sie vor der Villa Petersen standen und Nero ihnen bellend entgegensprang.

Dort verabschiedete sie den jungen Anwalt mit einem müden Lächeln und sagte: „Nicht wahr, lieber Freund, wir Frauen sind doch ein schwaches Geschlecht? Bitte, kommen Sie recht bald wieder, ich habe noch so sehr vieles mit Ihnen zu bereden; aber heute bin ich wirklich gänzlich dazu außer stande.“

Auf dem Heimwege dachte Hans Marquardsen an ein einziges Wort aus diesem letzten Satz. „Wir Frauen,“ hatte Edith gesagt.

Es wird ja damit vielfach das weibliche Geschlecht im allgemeinen bezeichnet, ohne besondere Beziehungen auf die Ehe; aber Edith hatte das Wort mit einem eigentümlichen Klang ausgesprochen, und es weckte wiederum eine ganz besondere Vorstellung. Hans war sich darüber klar, daß seine schöne Klientin keineswegs den Eindruck eines mehr oder minder jungen Mädchens machte, aber andererseits waren die von ihr vorgelegten Papiere ganz unzweifelhaft echt, und in diesen wurde sie ausdrücklich als ledig bezeichnet.

Was hätte sie denn auch veranlassen sollen, einen Stand zu verschweigen, der gerade in Deutschland dem Weibe das erste Anrecht auf selbständiges Handeln verleiht?

Uebrigens — ob schon verheiratet gewesen oder nicht — sie war schön wie ein sonniger Sommertag, und Hans fand bei reiflicher Ueberlegung, daß die Anwartschaft auf ein reiches Erbe ihren Reizen keinen wesentlichen Abbruch that.

Er hatte die Absicht gehabt, am Abend dieses Tages seiner Mutter und Agnes einen Besuch zu machen; aber er unterließ es und ging statt dessen in eine Weinstube.

Siebentes Kapitel.

Am Abend des folgenden Tages hielten der Bureauvorsteher Schmidt und John Stevens auf der Stube des ersteren wieder einmal englische Stunde ab.

Seitdem Stevens — alias Johann Steffens — sich als ein mehr oder minder biederer Deutscher entpuppt hatte, bestand der Unterricht im wesentlichen darin, daß die beiden Männer einige Flaschen Porter leerten und hie und da in das Gespräch eine englische Phrase einfließen ließen. Uebrigens waren sie durch diese Lehrmethode besser miteinander bekannt geworden, als wenn sie lediglich grammatikalische Regeln gepaukt hätten, von denen John ohnehin nur eine sehr oberflächliche Kenntnis besaß.

Bekannt geworden übrigens nur in dem Sinne, daß Schmidt ziemlich ungeniert über seine Verhältnisse und Pläne redete, während die Vergangenheit des anderen noch in ein mystisches Dunkel gehüllt blieb. Aber heute abend — das hatte sich Schmidt vorgenommen — sollte auch dieser Schleier fallen, und der Bureauvorsteher war kein Mann, dem die Ausführung eines gefaßten Planes so leicht mißlang.

Eine Ahnung hatte er übrigens schon; es fehlte ihm nur noch die Bestätigung. —

Die beiden hatten es sich an dem schwülen Sommer-

abend so bequem wie möglich gemacht; Stevens lag in Hemdsärmeln auf dem Sofa und rauchte nach englischer Sitte eine kurze Meerschaumpfeife, während Schmidt ohne Kragen und Weste rittlings auf einem Stuhle saß. Zwischen ihnen stand schon eine ganze Batterie Porterflaschen, und Stevens schüttete von dem schweren Zeug ein Glas nach dem anderen hinunter, während der mäßigere Gastgeber nur von Zeit zu Zeit nippte und auf den Augenblick wartete, wo der Rausch dem anderen die Zunge lösen würde. Aber das währte ziemlich lange.

Endlich sagte Schmidt: „Hören Sie mal, Stevens, wo haben Sie eigentlich das fürchterliche Saufen gelernt?"

„In old England natürlich, my boy."

„Das weiß ich, Mister John. Uebrigens — hat Ihr Herr Sie auch ‚John' genannt?"

„Nu freilich, wie sonst?"

„Und der hatte wohl 'n verdammt guten Weinkeller?"

Stevens drehte sich halb um und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Ich will Ihnen was sagen, old fellow: Würmer aus der Nase ziehen giebt's nicht!"

„Machen Sie doch keinen Unsinn, Stevens! Daß Sie mal herrschaftlicher Diener gewesen sind, sieht Ihnen doch jeder auf den ersten Blick an."

„Wieso?"

„Na, die Art, wie Sie die Mundwinkel herunterziehen, und dann das glatte scheinheilige Gesicht —"

Stevens zog die Beine vom Sofa und setzte sich aufrecht. „Warum sind Sie nicht Polizeispitzel geworden, Schmidt?" fragte er ärgerlich. „Ich werde mir den Bart stehen lassen müssen."

„Thun Sie das lieber nicht," entgegnete Schmidt wohlwollend, „Sie müssen ihn doch wieder abrasieren."

„Warum?"

„Weil ich etwas für Sie auf der Pfanne habe."

Stevens entkorkte mit großer Geschicklichkeit eine neue Flasche und füllte die Gläser. „Schießen Sie los.“

„Sie sitzen doch auf dem Proppen, nicht wahr?“

„Yes.“

„Na, also. Da hätte ich nämlich eine feine Hausmeisterstelle auf Harvestehude zu vergeben, bei einer alleinstehenden Dame. Was sagen Sie dazu?“

Stevens trank einen Schluck und leckte sich die schmalen Lippen. „Wär' nicht übel! Ist die Dame jung?“

„Kleiner Schäker! Allerdings ist sie jung und hübsch, und was die Hauptsache bleibt, immens reich.“

Aus den kleinen Augen des anderen schoß ein schneller, forschender Blick herüber, der indessen ebenso schnell wieder hinter den Augenlidern verschwand. Dann sagte Stevens gleichgültig: „Well, die Sache wäre allenfalls in Erwägung zu ziehen; habe in der That schon ähnliche Stellungen bekleidet, drüben und anderswo. Wie kommen Sie denn zu der Affaire?“

„Mein Chef sprach heute früh mit mir darüber; wen ich empfehle, der kriegt die Stelle.“

„Name?“

„Fräulein Edith Ruhmann.“

John Stevens erhob sich und machte langsam einen Gang durch das Zimmer. Er mußte wohl viel vertragen können, denn er stand noch ganz fest auf den Füßen, und seine Sinne hatte er auch noch beisammen, denn seine nächste Frage klang ganz geschäftsmäßig.

„Die Dame ist also wirklich reich,“ sagte er, „und nicht bloß so 'ne Talmiprinzessin? Ich meine natürlich wegen des Gehalts —“

„Darüber kann ich Sie vollständig beruhigen,“ entgegnete Schmidt und nahm die neueste Nummer der „Hamburger Reform“ vom Tisch. „Lesen Sie mal das da.“ Er legte seinen Finger auf ein Inserat, und Stevens

trat an die Lampe. Er hielt das Blatt dicht an die Flamme, die zugleich sein glattes, unbewegliches Gesicht scharf beleuchtete, und las halblaut folgendes:

„Zum Ankauf gesucht! Ein sehr großer hervorragend schöner Rubin, passend für ein Diamantenkollier im Wert von etwa hunderttausend Mark. Offerten an Fräulein Edith Ruhmann, Harvestehude.“

Schmidt verfolgte die Mienen des Lesenden mit einer gewissen Spannung und sagte: „Na, was meinen Sie dazu, Mister John? Eine Dame, die solche Diamanten besitzt —“ Dann unterbrach er sich plötzlich und setzte in freundschaftlichem Tone hinzu: „Aber Stevens, ich glaube wirklich, das viele Trinken ist Ihnen gar nicht zuträglich, Sie kriegen noch mit der Zeit einen richtigen Tatterich.“

In der That zitterte die Hand des Lesenden. Er schien es auch zu fühlen, denn er legte die Zeitung hin und setzte sich auf einen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)





Fräulein Leutnant.

Humoreske aus dem Soldatenleben.

Von Fedor Berg-Zalewski.



Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Stimmung auf dem Festmahl, welches das Offiziercorps des Preobrashenskischen Garderegiments zu Ehren seines neuernannten Kommandeurs am 3. Juli 1863 veranstaltet hatte, war bereits auf einem bedenklichen Höhepunkt angelangt. Und das war kein Wunder; denn nachdem man eine endlose Reihe von Gängen und eine ebenso endlose Reihe von Trinksprüchen über sich hatte ergehen lassen müssen, betrachteten besonders die jüngeren Offiziere die Aufhebung der Tafel als eine Erlösung, und die durch reichlichen Weingenuß angeregte, so lange künstlich zurückgehaltene Stimmung brach jetzt, wo man sich ungezwungen in Gruppen zusammenfand, um so stärker hervor.

„Es wird Zeit, meine Herren, daß wir Alten der Jugend das Feld räumen," meinte der als Gast anwesende Stadtgouverneur General Sokolow, indem er sich erhob und sich von seinen Nachbarn verabschiedete.

Natürlich drang man von allen Seiten in ihn, zu bleiben, und besonders die Jugend hielt es für ihre Pflicht, dem wegen seiner dienstlichen Strenge ebenso gefürchteten, wie wegen seiner außerdienstlichen Leutseligkeit beliebten Vorgesetzten ihr Bedauern über seinen frühzeitigen Aufbruch zum Ausdruck zu bringen. Aber der General wehrte lächelnd die ihn Bestürmenden ab. Er wußte, die jungen Leute waren schließlich doch froh, ihn los zu sein. Freundlich nach allen Seiten grüßend verließ er den Festsaal.

„Natürlich," meinte Leutnant Baron Galkin zu einer kleinen Gruppe von Kameraden, „wenn man eine eifersüchtige Frau und außerdem eine erwachsene Tochter hat, so darf man sich als wohlerzogener Ehemann und Vater keine Sprünge mehr erlauben."

Alles lachte, denn es war ein öffentliches Geheimnis, daß die gestrenge Excellenz allerdings bedenklich unter dem Pantoffel seiner zweiten Gattin stand, und daß seine Tochter aus erster Ehe, die schöne Nastascha, ihn ebenfalls nach Möglichkeit tyrannisierte.

„Du bist ein unverbesserlicher Spötter, Baron," lachte Leutnant Deljanow, „aber warte nur! Wer weiß, was du thun wirst, wenn du erst glücklicher Ehemann bist."

„Um Gottes willen," rief Galkin, „ich und heiraten! Nein, Kinder, mein Grundsatz ist: Heiraten ist gut, nicht heiraten besser. Meinst du nicht auch, kleines Mädchen?"

Die Frage galt einem jungen Offizier mit sanften, fast mädchenhaften Zügen und zierlicher schlanker Gestalt, dem wegen seines Aussehens dieser Scherzname von den Kameraden gegeben worden war.

Der Gefragte, Leutnant Graf Obolenski, war offenbar dem Gange des Gespräches nicht gefolgt, sondern mit seinen Gedanken ganz wo anders gewesen. Er begnügte

sich deshalb damit, als Antwort auf die Frage Galkins zu nicken.

„Seht ihr," lachte dieser, „sogar unser kleines Mädchen ist meiner Ansicht. Uebrigens, Obolenski, ich trau' dir auch gar nicht zu, daß du jemals unter die Haube kommst. Denn eine Heirat ist ein großer dummer Streich, und du kriegst nicht einmal einen kleinen fertig."

Aus dem Gelächter der Umstehenden erkannte Graf Obolenski erst, daß er wieder einmal die Kosten eines Galkinschen Scherzes tragen solle. Wenn auch im allgemeinen eine bescheidene Natur, fehlte es ihm doch durchaus nicht an persönlichem Mut, und er war deshalb stets bestrebt, allen Anzapfungen in dieser Beziehung mit ganzer Energie entgegenzutreten. Sein Aerger über den Scherz des Barons wurde überdies durch den reichlichen Weingenuß noch erhöht.

„Was willst du damit sagen, Galkin?" frug er scharf, während eine dunkle Blutwelle in sein Gesicht stieg.

„Nicht mehr und nicht weniger, als ich gesagt habe. Oder willst du uns im Ernst glauben machen, daß du im stande wärest, einen tollen Streich, auch wenn er noch so harmlos wäre, zu vollführen?"

„Nein, kleines Mädchen," riefen die übrigen lachend, „nein, das bringst du nicht fertig. Galkin hat recht."

„Er hat nicht recht, sage ich euch!" schrie Obolenski, welchem Wein und Erregung mehr und mehr die Besonnenheit nahmen. „Ich kann alles, was ein anderer kann, vorausgesetzt, daß es sich mit der Ehre eines Offiziers verträgt."

„Bravo! — Beweise! — Nehmt ihn beim Wort! — Wetten, wetten!" rief es durcheinander.

Deljanow winkte Schweigen und meinte dann: „Kinder, ich hab' eine Idee. Wie wär's, wenn wir unser kleines Mädchen in einen Damenanzug steckten und am

hellen Tage nach Eroberung zartbesaiteter Männerherzen ausschickten?"

„Eine vorzügliche Idee! Du bist ein Hauptkerl, Deljanow!" riefen die jungen Offiziere jubelnd. „Ja, ja, das machen wir."

„Und ich wette tausend Rubel," rief Galkin, „daß Obolenski als Dame klägliches Fiasko macht."

„Ihr habt's gehört," rief Obolenski dagegen, „ich halte die Wette."

Unter allgemeiner Heiterkeit wurde die Wette abgeschlossen und das Nähere über die Ausführung verabredet. Galkin und Deljanow sollten das Damenkostüm besorgen und dem Grafen Obolenski bei der Toilette behilflich sein, die übrigen am Thor der Preobrashenskikaserne, wo Obolenski seine Dienstwohnung hatte, den Antritt der Promenade abwarten und der Pseudodame in gemessener Entfernung folgen, um die vorschriftsmäßige Durchführung der Rolle zu überwachen. Der zurückzulegende Weg sollte die Snamjenskajastraße hinab über den Newskiprospekt, den Chevaliergardeboulevard und ebenso zurück bis zu einem Hotel führen, in welchem auf Kosten des Verlierenden ein feines Frühstück eingenommen werden sollte. Als Zeit bestimmte man die Mittagsstunde des nächsten Tages.

Selbstverständlich mußten alle Beteiligten sich zu strengstem Stillschweigen verpflichten, damit nicht etwa von dritter Seite Obolenski böswilliger- oder scherzhafterweise Schwierigkeiten bereitet würden.

— — — — — — — — — — — —

Als Obolenski am anderen Morgen erwachte, vermochte er sich der Vorgänge des letzten Abends nur undeutlich zu erinnern. Erst nach und nach gelang es ihm, sich die Einzelheiten der eingegangenen Wette ins Gedächtnis zurückzurufen, und dies diente just nicht dazu, seine ohnehin katzenjämmerliche Stimmung zu verbessern. Er tröstete

sich schließlich mit der Hoffnung, daß auch die Kameraden die Wette vergessen haben könnten oder doch auf ihrem Austrag nicht bestehen würden.

Darin hatte er sich jedoch getäuscht.

Es war noch nicht elf Uhr, als Galkin und Deljanow in sein Zimmer traten, gefolgt von zwei mit großen Schachteln beladenen Dienern.

„Nun, kleines Mädchen," rief der Baron, „deine Kammerzofen melden sich zur Stelle. Die Maskerade kann losgehen."

„Macht keinen Unsinn!" brummte Obolenski, den ein sehr unbehagliches Gefühl überkam, als er sah, daß aus dem Scherz Ernst zu werden begann. „Ihr bildet euch doch wohl nicht ein, daß ich mich zu einer so albernen Komödie hergeben werde?"

„Was?" rief Deljanow. „Du willst nicht? Nun, auch gut. Dann wissen wir ja gleich, wer Frühstück und Wette bezahlt."

Galkin hatte sich in einen Stuhl geworfen und lachte aus vollem Halse. „Hab' ich's nicht gesagt? Er bringt's nicht fertig, einen dummen Streich zu machen. Na, hör mal, kleines Mädchen, laß dir ums Himmels willen nicht einmal einfallen, zu heiraten. Du wirst — bei meiner Ehre — ein zehnmal ärgerer Pantoffelheld als unser gestrenger Sokolow. Jede Frau will herrschen, und wenn's ein Engel wie Nastascha Feodorowna wäre. Den Weibern ist nur ein Kerl gewachsen, der sich nicht fürchtet, es selbst mit dem Teufel aufzunehmen."

Mit der Erwähnung der schönen Gouverneurstochter hatte Galkin unbewußt die empfindlichste Stelle in Obolenskis Herzen berührt. Der junge Mann hatte eine tiefe Neigung zu Nastascha Feodorowna gefaßt, über deren Aussichtslosigkeit er sich jedoch klar war. Gab es auch manchmal Augenblicke, vor allem solche des Alleinseins

mit der Angebeteten, in denen er auf eine Erwiderung seiner Gefühle bei ihr schließen zu können glaubte, so zeigte sich in anderen Augenblicken doch wieder Nastascha ihm gegenüber so abweisend und kühl, daß er es noch nie gewagt hatte, ihr von seiner Liebe zu sprechen. Obolenski glaubte durchzufühlen, daß es nur sein so wenig männliches Aeußere sei, welches ihm das Herz Nastaschas entfremde, vielleicht auch eine gewisse Furcht, man könne sie wegen einer Neigung zu dem „kleinen Mädchen" verspotten. Gleichviel, mochte Nastascha von ihm denken, was sie wollte, er war nicht gewillt, sie beleidigen zu lassen, und ebensowenig war er geneigt, Zweifel an seinem persönlichen Mute ruhig hinzunehmen.

Er stellte sich straff aufgerichtet vor Galkin hin: „Ich möchte dich bitten, Galkin, in meiner Gegenwart über eine von mir hoch verehrte Dame nicht zu witzeln. Und was deine anscheinend vorhandenen Zweifel an meinem Mute anbetrifft, so steh' ich dir jeden Augenblick zur Verfügung."

„Aber Obolenski," lenkte der Baron ein, „thu mir den Gefallen und werde nicht tragisch. An deinem Mut zweifelt keiner von uns; aber daß es dir an Schneid fehlt, einmal einen lustigen Streich mitzumachen, wirst du jetzt doch nicht mehr bestreiten können. Du hast deine Wette mit Glanz verloren, und, wer den Schaden hat, der braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen. — Komm, Deljanow, wir wollen das Frühstück bestellen!"

„Leb wohl, kleines Mädchen," fügte Deljanow hinzu. „Um ein Uhr auf Wiedersehen. Der Gastgeber darf auf keinen Fall fehlen, hörst du?"

Obolenski war während der letzten Reden wie ein Wilder im Zimmer auf und nieder gerannt. Er sah ein, daß er sich mit seiner Weigerung, die übernommene Rolle durchzuführen, lächerlich machen, daß er auf Wochen

hinaus die Zielscheibe der Spöttereien seiner Kameraden sein würde. Ja, vielleicht würde der eine oder andere nicht reinen Mund halten, Nastascha die Geschichte erfahren und dann ...

„Zum Donnerwetter, so bleibt doch!“ rief er den gerade zur Thür Hinausgehenden nach. „Ich bin ja bereit. Ich kann, wenn's sein muß, noch dümmere Streiche machen als ihr.“

„Bravo, Obolenski, das ist ein Wort!“ sagte Galkin, lachend mit Deljanow in das Zimmer zurückkehrend. „Aber jetzt schnell an die Arbeit! Es ist keine Zeit mehr zu verlieren.“

Binnen fünf Minuten sah es in dem Zimmer des Grafen aus wie in einem Damenboudoir. Galkin und Deljanow förderten aus den mitgebrachten Schachteln eine vollständige Damenbekleidung ans Tageslicht. Da war auch nichts vergessen. Von dem koketten Federbarett bis herab zu den seidenen Strümpfen und eleganten lackledernen Absatzstiefelchen, vom spitzenbesetzten Korsett bis zu der damals gerade in Mode befindlichen Krinoline war alles vorhanden. Ja, sogar eine hochmoderne Perücke fehlte nicht.

Lachend und scherzend machten sie sich daran, den geduldig wie ein Opferlamm dastehenden Obolenski anzukleiden.

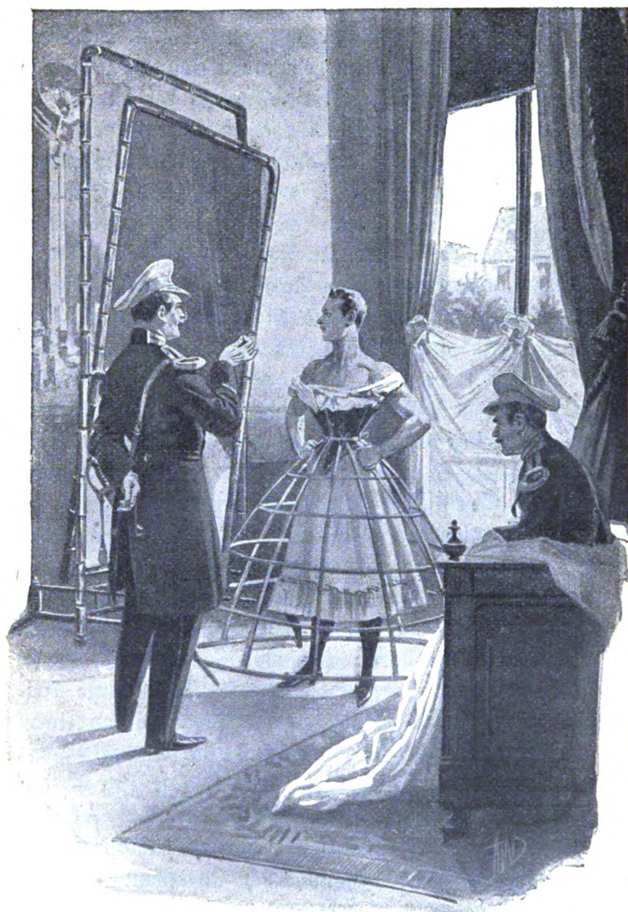
2.

Die Kasernenuhr schlug gerade die Mittagsstunde, als eine schlanke, nach neuester Mode gekleidete junge Dame aus dem Thore herausschritt.

Ein leiser Ruf des Staunens ging durch die kleine Gruppe von Offizieren, welche wie zufällig unter dem Portal stand.

„Famos, Galkin, ganz vorzüglich!“ flüsterte einer der

Herren dem Baron zu. „Unser kleines Mädchen ist ja eine Schönheit ersten Ranges. Ich könnte ihm wahr-



haftig einen Heiratsantrag machen, wenn ich nicht wüßte, daß dies aussichtslos wäre."

Obolenski befand sich in einer keineswegs heiteren Stimmung. Zu dem nicht gelinden Katzenjammer von der Sitzung des vorigen Abends und dem Aerger über die Neckereien seiner beiden „Kammerzofen" kam noch die Unbehaglichkeit, die ihm die ungewohnte Kleidung verursachte, besonders diese abscheuliche Krinoline, in der seine Beine hin und her pendelten wie Klöppel in einer Glocke.

Solange er sich in der nicht besonders verkehrsreichen Snamjenskajastraße befand, ging es noch leidlich; als er aber in den Newskiprospekt einbog, fühlte er sich fast der Verzweiflung nahe. Hier, wo sich um die Mittagsstunde fast die ganze vornehme Welt Petersburgs ein Stelldichein zu geben pflegt, konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, fast auf Schritt und Tritt Bekannten zu begegnen. Obolenski wußte kaum noch, wo ihm der Kopf stand. Die Menschenscharen flossen vor seinen Augen in eine undeutliche, graue, wogende Masse zusammen und das von ihnen und den Hunderten von Equipagen, Droschken und Troiken ausgehende Geräusch schlug an sein Ohr wie ferne Brandung. Den Kopf vornüberneigend, die Blicke auf den Boden heftend, schritt er eilig vorwärts.

Er wurde dabei in seiner Aufregung gar nicht gewahr, daß plötzlich ein Stocken in den vor ihm befindlichen Menschenmassen entstand; er sah nicht, wie die Leute, ehrfurchtsvoll zur Seite tretend, eine breite Gasse freigaben. Erst als er sich von einem Istwostschik an einem Arm ergriffen fühlte, schaute er auf und sah sich — das Herz stand ihm in plötzlichem Schreck fast still — auf fünf Schritte dem Zaren gegenüber.

Alexander II., der es liebte und zu damaliger Zeit auch unbesorgt wagen konnte, sich ungezwungen unter seinen Petersburgern zu bewegen, kam, nur von einem Adjutanten begleitet, eben zu Fuß vom Anitschkowpalaste her den Newskiprospekt herauf.

Obolenski hatte beim Anblick des Herrschers vollständig den Kopf verloren. Er dachte nicht mehr an seine Damenkleidung, nicht an Barett und nicht an Krinoline, sondern sprang mit einem schnellen Satz zur Seite, richtete sich kerzengerade empor und legte, militärisch grüßend, die Hand an das federngeschmückte Barett.

Bei dem verwunderlichen Anblick der militärisch salutierenden Dame stutzte der Zar und maß sie mit einem scharfen Blick.*)

„Wer bist du?“ frug er dann, dicht an Obolenski herantretend.

Jetzt erst fiel es dem Grafen ein, welche Riesendummheit er begangen habe. Aber in demselben Augenblicke war ihm auch klar, daß hier nur ein offenes Bekenntnis der Wahrheit helfen könne.

„Alexander Graf Obolenski, Leutnant im Preobrashenskischen Leibgarderegiment, Majestät!“ meldete er.

Der Zar sah den sonderbaren Leutnant von oben bis unten mit zweifelnden Blicken an. „Was?“ frug er. „Seit wann tragen meine Preobrashensker eine so merkwürdige Uniform? Wie kommst du in dieses Kleid?“

„Infolge einer Wette, Majestät.“

„Sieh, sieh, das sind ja nette Sachen. Und der kleine Obolenski bist du, mein Patenkind?“

„Zu Befehl, Majestät.“

Das verzweifelte Gesicht des ertappten Sünders schien eher die Heiterkeit als den Zorn des Zaren herauszufordern. Es zuckte verdächtig um seine Mundwinkel, während er sich nach seinem Adjutanten umdrehte und diesem befahl, eine Droschke herbeizurufen.

„So, mein Sohn,“ wandte er sich wieder an den ganz geknickten Obolenski, indem er sich bemühte, einen

*) Siehe das Titelbild.

möglichst strengen Ton anzuschlagen, „begieb dich sofort in diesem Kostüm zu dem Stadtgouverneur Grafen Sokolow. Melde ihm, daß ich dich sende und ihm befehle, nach seinem Ermessen eine Strafe über dich zu verhängen. Morgen erwarte ich seinen Rapport. Hast du mich verstanden?"

„Zu Befehl, Majestät!"

Der Kaiser ging, sichtlich aufs äußerste belustigt, lachend davon, und Obolenski beeilte sich, aus dem Auflauf heraus und in die Droschke zu kommen, wo er versuchte, sich seine Lage klar zu machen. Sie war verzweifelt, das stand fest. Und er war wütend, wenn er daran dachte, welche Albernheit ihn in diese Patsche gebracht hatte. Er mochte gar nicht an das Gesicht denken, das der Gouverneur machen würde, wenn er sich ihm in diesem Aufzuge vorstellte, noch viel weniger an das Hohngelächter der Kameraden. Und wenn zum Ueberfluß noch das Unglück ihm im Hause des Gouverneurs die schöne Nastascha in den Weg führte ... Obolenski stöhnte verzweifelt, als er sich diese Bilder ausmalte.

Aber schließlich: Schlimmeres, als die Begegnung mit dem Zaren gewesen war, konnte ihm keinenfalls passieren. Es war deshalb das gescheiteste, sich so gut als möglich in das Unvermeidliche zu fügen und zu versuchen, sich mit möglichster Kaltblütigkeit zu benehmen.

Die Droschke hielt vor dem Gouvernementsgebäude. Obolenski stieg die Treppe hinauf und ersuchte den ihn empfangenden Diener, dem General zu melden, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

Es dauerte eine Weile, bis der Diener wieder erschien und den Grafen bat, ihm zu folgen. Hatte dieser aber erwartet, unverzüglich zu dem Gouverneur geführt zu werden, so sah er sich getäuscht. Durch die von dem Diener geöffnete Thür eintretend, stand er plötzlich der Gräfin Sokolow gegenüber.

Alle guten Geister, dachte der Leutnant, das fängt ja nett an.

Bevor er aber Zeit fand, der Gräfin sein Anliegen vorzutragen, war diese auf ihn zugetreten und frug: „Sie wünschen den General Sokolow zu sprechen? Mein Mann ist augenblicklich abwesend. Darf ich nicht die Vermittelung Ihrer Angelegenheit übernehmen?"

„Ich bedaure unendlich," erwiderte Obolenski, seine Stimme zum höchsten Diskant hinaufschraubend, „Ihr gütiges Anerbieten ablehnen zu müssen. Ich muß Seine Excellenz in einer durchaus privaten Sache persönlich sprechen."

Die Gräfin maß die elegante junge Damengestalt mit mißtrauischen Blicken. „Mein Mann hat keine Geheimnisse vor mir. Sie brauchen sich deshalb nicht zu genieren."

„Ich bedaure nochmals," entgegnete Obolenski, „aber meine Angelegenheit ist so delikater Natur, daß ich nur Seiner Excellenz selbst davon Mitteilung machen kann."

In all seiner Not mußte Obolenski fast lachen, als er bemerkte, welchen Eindruck diese Worte auf die Gräfin machten. Die eifersüchtige, immer noch jugendlich-schöne Frau fand offenbar kaum noch die Fähigkeit, sich zu beherrschen.

„So, so, eine delikate Angelegenheit?" frug sie, jede Silbe betonend. „Was soll das heißen? Mein Mann hat mit fremden Damen keine delikaten Angelegenheiten zu verhandeln."

Obolenski fühlte einen gewissen Galgenhumor in sich erwachen. „O bitte," erwiderte er höflich, „Seine Excellenz und ich, wir sind einander keineswegs fremd. Aber, wie gesagt, die Angelegenheit, welche mich herführt, verlangt durchaus eine persönliche Erledigung."

„So, so! Nun, ich wünsche absolut nicht, mich in

Ihre Geheimnisse und die meines Gemahls einzudrängen. Warten Sie einen Augenblick. Mein Mann wird jedenfalls sehr bald zurückkommen."

Damit rauschte die Gräfin stolz erhobenen Hauptes an dem sich zierlich verneigenden Obolenski vorüber zur Thür hinaus.

Nun, das muß ich sagen, dachte Obolenski, das ist eine recht nette Wendung meiner Tragikomödie. Da hab' ich also die schöne Gräfin auch noch als Gegnerin auf dem Halse. Jetzt fehlt nur noch Nastascha.

Er hatte kaum diesen Gedanken ausgedacht, als sich die gegenüberliegende Thür öffnete und Nastascha Feodorowna auf der Schwelle erschien. Sie that sehr überrascht, sich hier einer fremden Dame gegenüber zu sehen.

„Ach, Verzeihung!" begann sie. „Ich glaubte soeben die Stimme meiner Mutter hier zu hören ... ich suchte sie gerade."

„Die gnädige Frau ist soeben dort hinausgegangen," entgegnete Obolenski, der von dem Anblick des jungen Mädchens so befangen war, daß er es ganz vergaß, seine Sprache zu verstellen. Nastascha war bei dem Klange der ihr so wohlbekannten Stimme zusammengefahren und sah das vor ihr stehende weibliche Wesen forschend an.

„Mein Gott," sagte sie unsicher, „was war das? Wer sind Sie?"

Erde thu dich auf! Himmel fall ein! schrie es in Obolenski. Jetzt ist alles verloren. Aber mit dieser Erkenntnis überkam ihn auch der Mut der Verzweiflung. Entweder ... oder! Jetzt oder nie!

Entschlossen rief er: „Erschrecken Sie nicht, Nastascha! Ich bin es, Obolenski."

So, sagte er zu sich, jetzt wird sie dir ins Gesicht lachen, wird davonlaufen und dich wie einen dummen Jungen stehen lassen.

Aber er hatte sich getäuscht. Sie schrie nur auf, faßte mit der Rechten nach dem stürmisch pochenden Herzen und wich, als sähe sie einen Geist vor sich, erschrocken einige Schritte zurück.

„Graf Obolenski — Sie?!“ brachte sie mühsam hervor.

„Ja, ich bin es, Nastascha,“ erklärte er hastig, „zürnen Sie mir nicht. Es ist Schreckliches geschehen. Morgen, heute, vielleicht in einer Stunde schon muß ich fort von hier. Aber ich konnte nicht gehen, ohne Sie noch einmal gesprochen zu haben.“

„Um Gottes willen, was ist geschehen? Wie konnten Sie es wagen, in dieser Verkleidung unser Haus zu betreten?“

Obolenski war klug genug, die volle Wahrheit vorläufig zu verschweigen. „Mir blieb keine andere Wahl, Nastascha. Die Verhältnisse zwangen mich dazu,“ antwortete er, ohne sich mit der Wahrheit in Widerspruch zu setzen. „Und was geschehen ist? Ich hatte einen Zusammenstoß mit dem Zaren. Heute noch wird Ihr Vater das Urteil über mich fällen, das mich vielleicht auf immer von Petersburg verbannt, das mich zwingt, in einer kleinen Garnison Sibiriens oder fern von hier auf meinen Gütern den Rest meines Lebens einsam zu vertrauern ... wenn Sie mir nicht Ihren Beistand leihen, Nastascha.“

„Ich?“

„Ja, Sie, Nastascha. Ich weiß zwar, Sie fühlen nichts für mich, Sie hassen mich wohl gar —“

„Halten Sie ein, Sie thun mir unrecht,“ unterbrach ihn das junge Mädchen, und aufschauend gewahrte Obolenski, daß große Thränen in ihren Augen standen.

„Wie?“ rief er jubelnd. „Wäre es möglich? Mein Schicksal bekümmert Sie? Ich dürfte hoffen, daß meine Liebe, die ich Ihnen bis jetzt nicht zu gestehen wagte, in

Ihrem Herzen Erwiderung gefunden hätte! — Ja, wache ich denn oder träume ich? Nastascha, ist es wirklich wahr? Sie könnten —?"

Er hatte die Hand der völlig Verwirrten ergriffen und versuchte, die sich nur sanft Sträubende an sich zu ziehen, da hörte er plötzlich die Stimme des Generals draußen erschallen, der eifrig erklärte: „Aber ich verstehe dich nicht, liebe Katharina. Was habe ich mit einem fremden Frauenzimmer zu schaffen?"

Nastascha riß sich aus Obolenskis Armen los und flüchtete in das Nebenzimmer.

In demselben Augenblick flog auch die nach dem Flur führende Thür auf, und der Gouverneur trat in das Zimmer, gefolgt von seiner Gemahlin, deren triumphierendem Blicke man es ansehen konnte, daß es ihr eine Genugthuung war, den sauberen Herrn Gemahl endlich einmal auf verbotenen Wegen ertappen zu können.

„Ah," machte Sokolow beim Anblick der elegant gekleideten Damengestalt erstaunt, „mit wem habe ich das Vergnügen?"

Mit einem Ruck hatte der Leutnant Federbarett, Schleier und Perücke vom Kopf gerissen. „Leutnant Graf Obolenski vom Preobrashenskischen Leibgarderegiment," meldete er militärisch.

Die Generalin stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und auch der Gouverneur prallte förmlich zurück, als er das ihm wohlbekannte Gesicht des Grafen Obolenski sich aus der sonderbaren Vermummung herausschälen sah. Aber wenn er auch den Zusammenhang nicht begriff, so war er doch Stratege genug, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß sich ihm hier eine vorzügliche Gelegenheit bot, seiner eifersüchtigen Frau einen Denkzettel zu geben.

„Was heißt das?" frug er, während er seine Stirn

in drohende Falten legte. „Katharina, was soll das bedeuten? Ein Offizier als Dame verkleidet in deinen Gemächern!“



„Fedor!“ schrie die Gräfin entsetzt. „Mein Gott, du glaubst doch nicht etwa ... ich schwöre dir ...“

„Schwöre nicht!“ rief der Gouverneur wild. „Sage nichts! Geh! Später wird sich das weitere finden. Hörst du? Geh! — Und Sie, mein Herr, folgen Sie mir auf mein Zimmer!“ —

„Herr Leutnant,“ herrschte dort der Gouverneur den wie ein zur Schlachtbank geführtes Opferlamm ihm folgenden Obolenski an — und er war in diesem Augenblick ganz der gefürchtete strenge Vorgesetzte — „sind Sie des Teufels? Wie können Sie sich unterstehen, mein Haus in dieser Verkleidung zu betreten?“

„Der Befehl Seiner Majestät zwang mich dazu, Excellenz.“

„Seiner Majestät? Herr, Sie sind doch nicht etwa in diesem Aufzuge Seiner Majestät unter die Augen getreten?“

„Leider ja, Excellenz.“

Und es half nichts, Obolenski mußte die näheren Umstände seines Zusammentreffens mit dem Zaren bis ins kleinste beichten.

General Sokolow geriet außer sich. „Wie ist es möglich? Offiziere des ersten Leibregiments Seiner Majestät machen solche Knabenstreiche! Wißt ihr nicht, was ihr eurer Ehre als Edelleute schuldig seid? Begreift ihr nicht, daß ihr durch solche Thorheiten den Rock Seiner Majestät, den ihr tragt, schändet? Glaubt ihr, daß der Zar eine solche Beschimpfung ruhig hinnehmen wird? Nach Sibirien werdet ihr alle verschickt werden!“

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Die Thür wurde aufgerissen, und herein stürzte Nastascha, die sich ungestüm an die Brust ihres Vaters warf.

„Vater!“ rief sie in Tönen höchster Angst. „Er soll nicht nach Sibirien geschickt werden. Du würdest nicht nur ihn unglücklich machen, sondern auch mich, deine Tochter. Denn ich liebe ihn ja — unaussprechlich liebe ich ihn!“

Der General war durch diese plötzliche Wendung der Dinge so überrascht, daß er sich kaum zu fassen vermochte.



„Was —" brachte er mühsam hervor, „was soll das bedeuten?"

Aber bevor er eine Antwort auf diese Frage erhielt, hatte sich Nastascha von ihm losgerissen, war auf Obolenski zugeeilt und umschlang mit ihren Armen seinen Nacken.

„Nein, Alexander,“ rief sie schluchzend, „du sollst nicht fort von hier, und wenn ich selbst beim Zaren für dich bitten müßte.“

Obolenski fühlte seinen Mut wunderbar erwachen. Den Arm um die Geliebte schlingend, trat er auf den Gouverneur zu. „Excellenz, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

In dem Hirn des Generals kreuzten sich wirr die widerstrebendsten Gedanken. Er hatte bisher den jungen, strebsamen und tüchtigen Offizier hochgeschätzt. Wenn nicht alles trog, mußte ihm, noch dazu als einem Patenkinde des Zaren, eine glänzende militärische Laufbahn sicher sein. Dazu kam, daß Obolenski als einer der reichsten Grundbesitzer des Reiches eine keineswegs zu verachtende Partie war. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde deshalb Sokolow sich keinen Augenblick bedacht haben, die Werbung des Grafen anzunehmen. Aber wie jetzt die Sachen lagen ...

„Herr Leutnant,“ rief er, „ich verbitte mir jede Verquickung dienstlicher und privater Verhältnisse. Sie stehen jetzt als Offizier vor Ihrem Vorgesetzten. Laß uns allein, Nastascha!“

Die Tochter kannte ihren Vater zur Genüge, um zu wissen, daß eine Weigerung schlimme Folgen für alle Teile haben würde. Weinend schlich sie aus dem Zimmer.

„So,“ sagte der General, ruhiger geworden, „jetzt erzählen Sie mir noch einmal Ihren Fall, aber, wenn ich bitten darf, ohne jede Beschönigung der Thatsachen, klipp und klar, wie es gewesen ist.“

Obolenski berichtete offen und ehrlich das Vorgefallene

von dem thörichten Abschluß der Wette an bis zu seinem Zusammentreffen mit dem Zaren. Er erwähnte auch des kleinsten Umstandes, und mit Befriedigung stellte er während seines Vortrages fest, daß die Stirn des strengen Vorgesetzten sich nach und nach zu glätten begann.

„Also mir hat Seine Majestät Ihre Bestrafung überlassen?“ frug der General, als Obolenski geendet hatte.

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Und der Zar hat seinem Zorn über Ihre Harlekinade keinen ernsteren Ausdruck gegeben?“

„Seine Majestät geruhten zu lächeln, als ich in die Droschke stieg.“

Sokolow überlegte. Was war denn schließlich Schlimmes geschehen? Ein direktes Dienstvergehen lag nicht vor. Es handelte sich um eine in der Weinlaune eingegangene Wette, deren Durchführung für Obolenski, wenn er sich nicht dem Gespött der Kameraden aussetzen wollte, fast eine Ehrensache geworden war. Und hatte nicht der Leutnant dadurch, daß er ertappt wurde, schon eine empfindliche Strafe erhalten?

„Sie haben acht Tage Stubenarrest,“ entschied Sokolow, „weil Sie ohne Erlaubnis in — in Zivil ausgegangen sind, und haben Ihre Strafe sofort anzutreten.“

Der gelinde Ausfall der Strafe stärkte Obolenskis Mut. „Und die Antwort auf meine Bitte, Excellenz?“ wagte er zu fragen.

Sokolow sah den Fragesteller von oben bis unten an. „Glauben Sie vielleicht, Herr Leutnant, ich werde meine Tochter mit einem Frauenzimmer verloben?“

Obolenski verstand. „Wenn dies das einzige Hindernis ist, Excellenz,“ sagte er mit einer Geistesgegenwart, über die er selbst erstaunt war, „so wird es schnell und für immer aus dem Wege geräumt sein.“ Damit eilte er aus dem Zimmer.

„Halt, Herr Leutnant, noch ein Wort!“ rief der General ihm nach. „Sagen Sie Ihren Kameraden, dem Baron Galkin und Deljanow, sie möchten die Güte haben, Ihnen während dieser acht Tage Gesellschaft zu leisten. Haben Sie verstanden?“

„Zu Befehl, Excellenz.“

3.

„Nun, was macht meine Amazone vom Preobrashenskischen Regiment?“ frug der Zar am nächsten Tage den Gouverneur Sokolow beim Rapport.

„Sie denkt einstweilen acht Tage lang über die Folgen leichtsinniger Streiche im stillen Kämmerlein nach, Majestät,“ erwiderte der General und berichtete näher über die Ursache von Obolenskis Maskerade.

Der Zar konnte sich des Lachens nicht enthalten. „Braucht er denn wirklich acht Tage,“ meinte er endlich, „um sich über seine Thorheit klar zu werden?“

„Majestät,“ entgegnete Sokolow, „ich hatte schon befürchtet, daß meine Strafe für eine zu gelinde gelten könnte.“

Der Zar schritt eine Weile nachdenklich im Zimmer auf und ab. „Ich nehme es jungen Leuten nicht übel,“ sagte er dann, „wenn sie einmal einen dummen Streich machen. Jugend will austoben. Was mich bei der Geschichte peinlich berührt, ist nur die mangelnde Geistesgegenwart, die in dem Benehmen des Leutnants Obolenski mir gegenüber zu Tage trat. Wäre er keck vorbeigegangen, ich hätte ihn sicherlich nicht erkannt. Erst durch sein kopfloses Benehmen wurde ich auf ihn aufmerksam. Und wenn ein Offizier schon in einer solchen Lage den Kopf verliert, wie werde ich dann auf seine Geistesgegenwart im Falle wirklicher Gefahr rechnen können?“

„Eure Majestät haben recht,“ erwiderte der Gouver-

neur. „Ich für meine Person kann mich allerdings über Mangel an Geistesgegenwart bei dem Leutnant Obolenski nicht beklagen.“ Und er schilderte, wie dieser trotz der lächerlichen Figur, die er spielte, die Gelegenheit benutzt habe, um sich seiner Tochter zu erklären und seine Bewerbung vorzubringen.

Der Zar lachte aus vollem Herzen. „Das nenne ich allerdings sich wie Münchhausen am Schopfe aus der Patsche ziehen, und ich freue mich wirklich darüber, mein lieber Sokolow. Sie gedenken doch, seinen Antrag anzunehmen?“

„Wenn Eure Majestät dem reuigen Sünder verzeihen ... ja.“

„Das werde ich wohl thun müssen, wenn ich's nicht mit Ihrem Töchterchen verderben will. Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch entgegen, mein lieber General.“

„Eure Majestät sind gnädig und großmütig, wie immer.“

„Wie ist's?“ fuhr der Zar lächelnd fort. „Sollten wir dem Uebelthäter wohl mildernde Umstände zubilligen können? Ist es nicht allzu hart, wenn wir das Bräutchen noch eine ganze Woche lang in Ungewißheit schmachten lassen? Ich denke, vierundzwanzig Stunden des Nachdenkens würden auch genügen.“

Und als der Gouverneur sich in stummem Danke verneigte, setzte der Zar hinzu: „Uebrigens, damit mein kleiner Obolenski als ehrsamer Ehemann nicht wieder in die Lage kommt, leichtfertige Leutnantsstreiche zu machen, will ich ihm doch zur Vorsicht einen Riegel vorschieben.“

Er trat an den Schreibtisch und warf schnell einige Worte auf ein Blatt Papier, das er dann Sokolow überreichte.

„Am Tage nach seiner Hochzeit mit Nastascha Feodo-

rowna," las der General, „hat sich der Hauptmann Graf Obolenski bei mir zu melden. Alexander."

„Man sagt ja," meinte lächelnd der hohe Herr, indem er den Dank des überraschten Gouverneurs abwehrte, „man sagt, daß mit dem Amte auch der Verstand kommt. Ein Hauptmann wird deshalb auch keine Leutnantsstreiche mehr machen. Und schließlich bin ich meinem Patenkinde doch wohl eine Morgengabe zu seiner Hochzeit schuldig."

— — — — — — — — — — — —

Daß an diesem Tage sowohl in der Preobrashenski-kaserne wie im Hause des Generals Sokolow eitel Freude herrschte, bedarf keiner besonderen Versicherung. Ebenso-wenig wird bezweifelt werden, daß Baron Galkins auf dem Verlobungsfeste in launiger Rede abgegebene Erklärung, Obolenski habe bei seiner Wette trotz der verlorenen tausend Rubel am meisten gewonnen, keinen Widerspruch fand.





Stierkämpferinnen.

Neues aus dem Pyrenäenlande. Von E. Koller.



Mit 12 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

Die Stiergefechte waren bis zum 16. Jahrhundert ein Vorrecht des spanischen Adels und wurden, wie die Turniere, teils zur Waffenübung, teils zur Verschönerung von Festen veranstaltet. Die Ritter griffen den Stier zu Pferde mit einer vier Fuß langen Lanze an, was zahlreiche Unglücksfälle zur Folge hatte. So verloren zum Beispiel bei einem einzigen Stiergefechte im Jahre 1512 zehn Ritter das Leben. Allmählich nahmen diese Stierturniere eine für die Kämpfer minder gefährliche, für die Tiere aber um so grausamere Form an, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Die Waffenübung der Ritter ist zu einer Volksbelustigung geworden, bei welcher nur Berufsstierfechter auftreten.

In Spanien hat jede größere Stadt ihre Arena, deren Zahl sich gegenwärtig auf 121 beläuft; darunter befinden sich solche, die 14,000 bis 16,000 Zuschauer fassen. In Mittel- und Südspanien finden die Stiergefechte von Ostern bis November an allen Sonn- und Festtagen, im Norden dagegen nur an bestimmten Festtagen, meistens



Señor Cotti und seine Stierkämpferinnen-Cuadrilla.
Nach einer Photographie.

zu wohlthätigen Zwecken, statt. Ein Stierkampf bietet ein in manchen Einzelheiten zwar Abscheu erregendes, in seiner Gesamtheit jedoch interessantes farbenprächtiges Schauspiel dar, dessen Hauptzüge unseren Lesern aus früheren Schilderungen genügend bekannt sein werden, so daß wir hier nicht nochmals darauf einzugehen brauchen.



Lolita mit dem Uebungsstier.
Nach einer Photographie von Frau Herbert Vivian.

Gewöhnlich werden 6 bis 8 Stiere getötet, wobei 10 bis 30 Pferde elendiglich zu Grunde gehen; ja, es gab sogar schon Stierkämpfe, in welchen 70 Pferde geopfert wurden. So sehr liebt der Spanier diese blutigen Schauspiele, daß die Regierung es nicht wagen darf, sie einzuschränken oder gar zu unterdrücken.

Um den Reiz noch zu erhöhen, werden bisweilen Kämpfe zwischen einem Stier und einem Löwen oder einem Elefanten veranstaltet, und in der letzten Zeit kam als eine noch nie dagewesene Neuigkeit auf: ein

Stiergefecht mit einer aus lauter Damen bestehenden Cuadrilla. Es wird sicherlich unsere Leser interessieren, die Vertreterinnen dieses neuen „Frauenberufes“ näher kennen zu lernen, wozu die folgenden Zeilen in Wort und Bild Gelegenheit bieten sollen.



Lolita versetzt dem Stier den Todesstoss.
Nach einer Photographie von Frau Herbert Vivian.

Wir betreten eines Nachmittags den Stierzirkus in Barcelona und bitten den Unternehmer Totti, uns einer Probe seiner weiblichen Stierfechter beiwohnen zu lassen. Der höfliche Spanier führt uns zunächst in seine Gemächer, wo unsere Aufmerksamkeit durch eine Anzahl grüner Papageien und viele farbige Photographien seiner Truppe angezogen wird. Als Hauptzierde prangt an der Wand der horngeschmückte Kopf eines schwarzen, von der Primadonna getöteten Stieres. Nachdem wir erfahren

haben, daß Señor Tottis „Cuadrilla de señoritas toreras“ die einzige bestehende Gesellschaft von Stierkämpferinnen,



Lolita und Angelita in grosser Gala.
Nach einer Photographie.

und daß sie mit stets wachsendem Erfolge aufgetreten ist, werden wir in die Arena geführt, wo eben eine Probe stattfindet.

Ein junger Bursche schiebt einen „Uebungsstier“ vor sich her, das heißt ein leichtes, auf kleinen Rädern angebrachtes Holzgestell, auf dessen Vorderseite ein scheußliches Stiergesicht gemalt ist, das von zwei wirklichen Hörnern überragt wird, unter welchen ein weißes Augenpaar drohend hervorblickt. In dem den Nacken darstellenden Brette befindet sich ein viereckiges, etwa zwei Zoll weites Loch gerade an der Stelle, die beim Erstechen eines lebenden Stieres getroffen werden muß. Auf diesen wichtigen Punkt zielt nun die Primadonna Lolita, während der „Stier“ möglichst naturgetreu in der Arena umherspringt, mit ihrem Degen, und der todbringende Stoß gelingt ihr wirklich trotz der durch die beständige rasche Bewegung erhöhten Schwierigkeit.



Lolita im Begriff, den Stier mit der langen Lanze zu Pferde anzugreifen.
Nach einer Photographie.

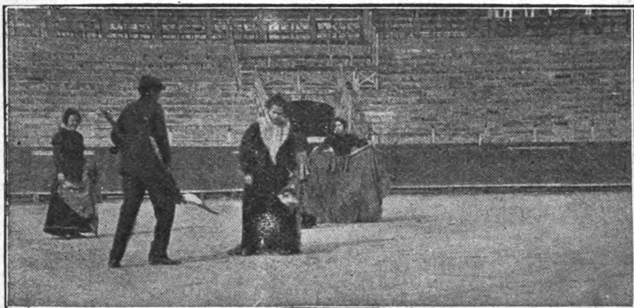
Während der Probe tragen die Stierfechterinnen ihr Alltagskleid, bei den Vorstellungen jedoch erscheinen sie in der vorschriftsmäßigen Stierkämpfertracht.

Auf eine Bemerkung über die Gefährlichkeit ihres Berufs erfahren wir, daß bis jetzt bei der Truppe nur ein einziger leichter Unfall vorgekommen ist, dessen Folgen sich noch in einer Schramme zeigen, die gleich einem vom Munde bis zum Ohr gehenden Studentenschmiß das Gesicht Lolitas ziert.

„Das hat mein zwölfter Stier gethan,“ erzählt Lolita uns mit heiterem Lächeln, „doch lag die Schuld an mir selbst, denn ich ließ mein Tuch in dem Augenblicke fallen, als ich es am nötigsten gehabt hätte. Sonst bin ich nie verletzt worden, und die anderen auch nicht.“

„Fürchten Sie sich denn gar nicht?“

„Caramba! Hoffentlich nicht! Wenn ich mich fürchtete, so wäre es bald aus mit mir. Ich brauche meine ganze

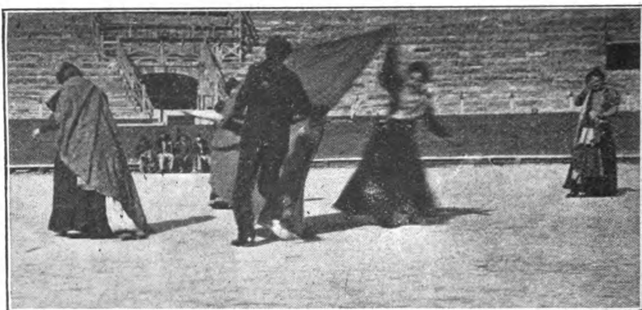


Uebungen mit der Capa.
Nach einer Photographie von Frau Herbert Vivian.

Kraft und Geistesgegenwart, um den Stoß sicher zu führen, und mein sicherster Schutz liegt darin, daß ich möglichst kaltblütig bleibe.“

Auf unsere Frage, wie die spanische Schöne denn dazu gekommen sei, die Arena zum Schauplatz ihrer Produktionen zu machen, erzählt sie weiter: „Heutzutage wollen die Frauen nicht mehr den Männern alles überlassen, wie früher. Ich habe diesen Beruf gewählt, weil ich sicher darauf rechnete, daß ich Beifall dadurch beim Publikum finden würde. Und darin habe ich mich nicht getäuscht, denn nicht nur Ruhm habe ich erworben, sondern auch viel mehr Geld, als ich auf der Bühne oder sonstwie hätte verdienen können. Unsere zweite Espada dort, An-

gelita, ist in ganz gleicher Lage. Wie die meisten spanischen Mädchen haben wir von früher Kindheit an für Stiergefechte geschwärmt und oft sehnlichst gewünscht, wir wären Knaben, um den so volkstümlichen Stierkämpferberuf ergreifen zu können. Jenes andere Mädchen dort, welches Sie mit einer Stange über den Rücken des Stieres springen sehen, gehört einer Torerofamilie an. Ihr Bruder ist ein sehr gewandter Stierkämpfer, und schon als Kind beteiligte sie sich gern bei den Uebungen. — Ich bin eben

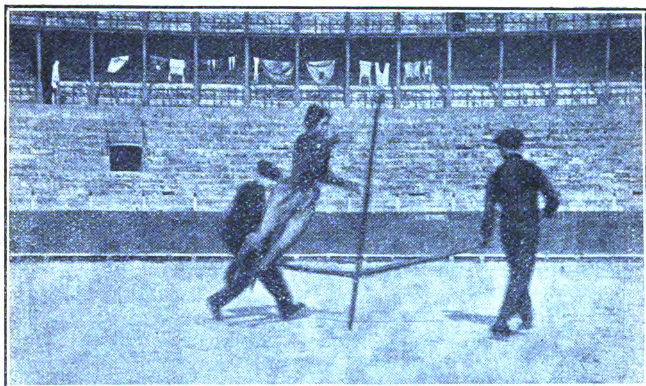


Vereitelung eines Angriffs mittels der Capa.
Nach einer Photographie von Frau Herbert Vivian

erst zwanzig Jahre alt geworden, und war sechzehn, als ich anfing. Mehrere der anderen Mädchen sind kaum über sechzehn."

Die Probe nimmt ihren Fortgang, indem jetzt die ganze Cuadrilla mit ihren großen bunten Tüchern (Capas) in die Arena tritt und sich aufstellt, um den „Stier" zu empfangen. Dieser wird zur Abwechslung von einem jungen Burschen dargestellt, der ein Paar Hörner am Ende einer Gabelstange trägt und damit wild umherrennt. Die Aufgabe der Mädchen besteht darin, daß sie die Aufmerksamkeit ihres Gegners mit Hilfe ihrer Capas auf sich

lenken und im richtigen Augenblicke dem Stoße seiner Hörner ausweichen. Paßt eine der Kämpferinnen nicht recht auf, so benutzt der schlaue Probestier gleich die günstige Gelegenheit und stürzt unversehens auf sie los, und wehe ihr, wenn sie nicht rechtzeitig ausweicht, oder wenn es den anderen nicht gelingt, das wütende Tier von ihr abzulenken. Die Gewandtheit aller dieser Bewegungen



Stangensprung über das Seil.
Nach einer Photographie von Frau Herbert Vivian.

verleiht dem im hellen Sonnenglanze vor sich gehenden Schauspiele eine außergewöhnliche Lebhaftigkeit.

Nun ordnet Señor Totti eine Stangensprungübung an, worauf seine Schwester, ein großes, sonnverbranntes, freundlich aussehendes Mädchen, in die Mitte der Arena schreitet, ihren Oberrock abstreift und ganz plötzlich in Männerkleidung erscheint. Sie stellt sich mit ihrer Stange auf der einen Seite auf, während von der anderen her zwei Burschen mit einem zwischen ihnen gespannten Seile ihr entgegenlaufen. Den günstigen Augenblick erfassend, springt sie über das den Rücken des Stieres darstellende

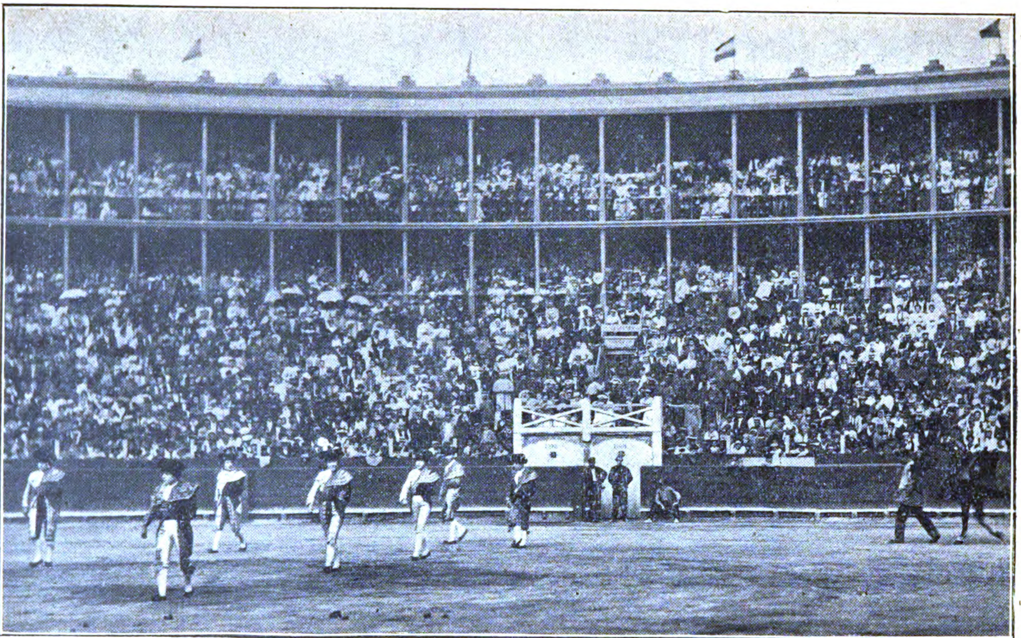
Seil und wiederholt diese Uebung mehrmals nacheinander, wobei dasselbe immer höher gehalten wird.

Hierauf folgt Angelita, die zweite Espada, welche, wie vorher Lolita, ihren Todesstoß an einem Probestier übt. Letzterer ist bedeutend naturgetreuer als der auf Rädern laufende Wagenstier. Sein Gesichtsausdruck ist höchst komisch, und als ihm, wie auch seinem radfahrenden Kollegen, die unerwartete Ehre zu teil wurde, durch eine Augenblicksphotographie verewigt zu werden, da erzielte er bei der ganzen Cuadrilla und den übrigen Zuschauern einen wohlverdienten Heiterkeitserfolg.



Ein besserer Probestier.
Nach einer Photographie von Frau Herbert Vivian.

Nachdem wir auf diese Weise die Leistungen der Mädchen bei den Proben kennen gelernt haben, wollen wir die Gelegenheit nicht versäumen, sie auch öffentlich im Stierzirkus zu Barcelona auftreten zu sehen. Dieser bietet nun einen ganz anderen Anblick dar, als bei unserem ersten Besuche; denn während damals alle Bänke leer waren und höchstens einige zum Trocknen aufgehängte Wäschestücke etwas Abwechslung in den eintönigen, amphitheatralisch auf-



Einzug der Stierkämpferinnen in die Arena zu Barcelona.
Nach einer Photographie.



Lolita im Begriffe den Stier zu töten.
Nach einer Photographie.



Dankbezeigung für den Beifall der Zuschauer.
Nach einer Photographie von F. Laureano in Barcelona.

steigenden Hintergrund brachten, sind jetzt alle Plätze mit einer bunten, schaulustigen Menge dicht besetzt.

Endlich beginnt der Eröffnungszug: In reich mit

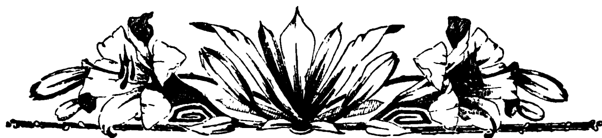
Stickereien verzierten Kostümen und in schmucken Torero-mützen, unter welchen ein kleiner Zopf, das Wahrzeichen jedes Stierkämpfers, hervorguckt, durchschreiten sie stolz und selbstbewußt die Arena, sichtlich bestrebt, nicht nur durch ihre äußere Erscheinung, sondern auch durch ungleich wichtigere innere Eigenschaften es ihren männlichen Kollegen und Vorbildern gleichzuthun. Auf diesen Umzug folgt die eigentliche Vorstellung, die so ziemlich denselben Verlauf nimmt wie bei gewöhnlichen Stiergefechten, und wobei sich namentlich die Banderilleras durch die Gewandtheit und Anmut ihrer Bewegungen auszeichnen.

Zum Schlusse erscheint Lolita, um den Stier zu töten. Mit der roten Muleta in der linken und der scharfen Toledoklinge in der rechten Hand sucht sie den Stier durch verschiedene Bewegungen in die richtige Stellung zu bringen, und sobald diese erreicht ist, versetzt sie ihm mit Blitzesschnelle den Todesstoß.

Donnernder Beifall lohnt die Geschicklichkeit der hübschen Espada, wofür sie sich nach allen Seiten dankend verneigt.

Diese öffentlichen Produktionen der Stierfechterinnen sind so eigenartig und interessant, daß auch der feiner empfindende Nordländer es bei einem Besuche des herrlichen Pyrenäenlandes nicht versäumen wird, sich das Schauspiel anzusehen.





Zwei Sternennächte.

Novelle von Emma Merk.



Eine kleine Gesellschaft von Bekannten hatte den schönen Sommerabend in einem außerhalb Münchens, in der Vorstadt Neuhausen, gelegenen Privatgarten zugebracht. Ein besonderer Glücksfall war es, daß das lange vorher geplante Fest im Freien vom Wetter begünstigt wurde.

Die wunderbarste, leuchtendste Julinacht! Eine so milde und nach dem heißen Tag doch erquickende Luft! Wie süß die Bourbonrosen geduftet hatten! Die Erdbeerbowle war köstlich gewesen, und bis Mitternacht hatte man plaudernd und scherzend in der offenen, mit buntbemalten Lampions geschmückten Laube gesessen. Dann gab es noch einen lustigen, weiten Heimweg. Ein ganzer Zug von jungen Leuten, die nun paarweise, Arm in Arm miteinander gingen, hinterdrein die würdigen Väter und Mütter, schlängelte sich durch die einsame Nymphenburgerstraße, deren mächtige Lindenbäume noch immer ein berauschender Blütenduft umwehte.

Erst im Mittelpunkte der Stadt gab es eine allgemeine Trennung. Nach allen Richtungen führten die Wege auseinander.

Nach vielem Händeschütteln und ein paar zärtlichen Umarmungen — natürlich nur der jungen Damen untereinander — wendete sich ein Paar allein dem nordöstlichen Viertel zu, in dem nur die hübsche Friederike Oehling wohnte. Man hatte es selbstverständlich gefunden, daß Doktor Fetzer die junge Dame nach Hause brachte. Er galt seit geraumer Zeit, besonders seit den Bällen im Winter, als ihr ausgesprochener Verehrer, und keiner der Herren würde es gewagt haben, ihm seine in dem ganzen Bekanntenkreise anerkannten Rechte streitig zu machen.

Doktor Fetzer hatte den Weg durch den Hofgarten eingeschlagen. Es war hier noch einsamer, noch stiller als in der weiten, von den elektrischen Lampen erhellten Ludwigstraße. Auch hier dufteten die Linden, und die Sterne glitzerten über den Baumwipfeln. Aber das Gespräch der beiden jungen Leute verriet eigentlich nichts von der traumhaft-weichen Stimmung, die sie doch bei diesem seltenen Alleinsein in der schönen Sommernacht ergreifen mußte. Der Ausdruck des Mädchengesichtes war allerdings in dem Halbdunkel nicht zu erkennen. Und Friederike bemühte sich krampfhaft, von dem hübschen Fest, von der liebenswürdigen Wirtin, von den Freunden zu plaudern. Ein ganz feiner Beobachter aber hätte wohl hören können, daß ihre Gedanken nicht bei ihren Worten waren, und daß ein schmerzliches Zittern durch ihre Stimme klang, als wäre das Herz ihr schwer und bang, während sie den reizenden Abend lobte.

Auch Doktor Fetzer sprach nur, weil es doch unhöflich gewesen wäre, nichts zu sagen. Aber er fühlte eine innere Enttäuschung, er wußte selber kaum warum.

Wie hatten sie sich auf dieses Gartenfest gefreut! Ja, wenn er es genau überlegte, so hatte er nicht bloß Wochen

und Monate, nein Jahre, endlose Jahre, seine ganze Jugend lang dem Ziele zugestrebt, das er nun erreicht.

Er hatte seine Staatsprüfung als Jurist hinter sich und konnte in das Bureau seines Vaters, des Justizrates und namhaften Rechtanwaltes, eintreten. Alle die Plackereien, die öden Jahre als Rechtspraktikant, die er größtenteils auf dem Lande, in kleinen Städten zubringen mußte, weil sein Vater gerade unter dieser Bevölkerung besonderes Zutrauen genoß, und der Sohn diese einfachen Lebensverhältnisse kennen lernen sollte — sie waren nun überstanden. Klar und geebnet lag die Zukunft vor ihm.

Er konnte jetzt auch eine Frau nehmen und sich endlich das behägliche, freundliche Heim schaffen, das er bisher nie gehabt. Denn als er acht Jahre zählte, war seine Mutter eines Tages fortgegangen und nicht wiedergekommen. Man hatte dem kleinen Jungen, der verzweifelt nach der Mutter rief, gesagt: „Deine Mutter ist tot.“ Aber später war es ihm kein Geheimnis geblieben, daß nicht der Tod, sondern das Leben die Ehe seiner Eltern getrennt; daß die schöne Frau ihren Gatten, ihr Kind verlassen, weil sie eine glühende Leidenschaft für einen anderen, einen jungen Maler empfand, dem sie folgte in eine ungewisse Zukunft. Diese bittere Erfahrung mußte manches Schrullenhafte, Unfreundliche und Harte in dem Wesen seines Vaters erklären und entschuldigen. Eine rechte Junggesellenwirtschaft hatten sie nun gehabt, mit einsilbigen, hastigen Mahlzeiten, mit schlecht geschulten Dienstboten, mit frostigen, öden Zimmern und einer schwer über dem Hause lastenden Freudlosigkeit. Wie hatte er zu Weihnachten immer die Freunde beneidet, die einen Familienanschluß fanden, für die eine gütige weibliche Hand zu Hause sorgte!

Alle diese lange, tiefe Sehnsucht nach häuslichem Glück, sie war ihm erst so recht klar geworden, sie hatte

ihm das Herz weich und liebevoll gestimmt, als er Friederike kennen lernte; Friederike mit ihren sanften, guten Augen, mit ihrem warmen Lächeln, mit ihrer lieben einschmeichelnden Stimme. Kein anderes Mädchen hatte ihn je so zu fesseln vermocht, so die feinsten, zartesten Empfindungen seiner Seele in Schwingung gebracht, wie diese echt deutsche Blondine mit dem hohen schlanken Wuchs und den weichen Zügen, die meist einen ernsten, träumerischen Ausdruck hatten, auch wenn sie lächelte. Sie war ja ein wenig scheu und verschlossen; man sah es ihr an, daß sie nichts leicht nahm im Leben, daß sie alle kleinen Ereignisse mit einem ernsten Gemüt, mit einer feierlichen Tiefe auffaßte; aber gerade deshalb mußte sie auch einer grenzenlosen Hingebung fähig sein, wenn sie einmal liebte.

Er hatte sich in der mühevollen, aufreibenden Prüfungszeit stets die süße Belohnung vor Augen gehalten: Nun darfst du sie bald fragen, ob sie dir gut ist, ob sie die Deine werden will? Und heute, an diesem langersehnten Tage der Freiheit, bei diesem so ungeduldig herbeigewünschten Wiedersehen, waren ihm plötzlich Zweifel an ihr aufgetaucht.

Er hatte sie verändert gefunden, von einer krampfhaften Heiterkeit, die ihr nicht stand. Sie war ihm viel weniger natürlich, viel gekünstelter und rätselhafter erschienen als sonst. Zum erstenmal mußte er sich als ihr Tischnachbar besinnen, was er nun eigentlich reden sollte; und sie hatten doch früher, als sie sich noch weniger kannten, einander stets so viel zu sagen gewußt, daß ihnen die Zeit, die sie zusammen zubringen durften, immer zu kurz vorkam. Dieses Mal gab es Stockungen im Gespräch; ein plötzliches, fast bedrückendes Schweigen. Dabei sah er sie später mit anderen lebhafter, angeregter plaudern, als es sonst ihre Art war.

Er wurde nicht klug aus ihr. Er wußte ja nicht, wie die Freundinnen, wie die guten Bekannten, die an einer aufkeimenden Neigung, an einer heranreifenden Verlobung so viel neugieriges Interesse an den Tag legen, ihr feines Mädchenempfinden mit ihren Fragen und Andeutungen beunruhigt und verschüchtert hatten. Seit Monaten wurde sie immer wieder von allen Seiten mit Fragen und Aufforderungen gequält: „Hat er sich jetzt endlich erklärt?“ — „Darf man Ihnen gratulieren?“ — „O du Heimtückische! Du willst die Welt mit einer gedruckten Verlobungsanzeige überraschen; aber mir könntest du es doch vorher sagen!“

Sogar ihre Mutter war schon von den anderen angesteckt worden und schaute sie mit so forschenden Augen an, als erwarte sie ein vertrauliches Bekenntnis der Tochter, als wäre sie beständig gespannt, ob nicht endlich dieses so lange in der Luft schwebende Ereignis zur Thatsache geworden sei.

Und wenn in den letzten Wochen, während Doktor Fetzer im Examen steckte, eine gewisse Ruhepause eingetreten war, weil alle sich sagten: „Er wird seine endgültige Werbung verschieben, bis die Staatsprüfung vorüber ist,“ so wußte Friederike recht genau, wie nun das Interesse in ihrer Umgebung sich gesteigert hatte, wie gerade bei dieser ersten Gesellschaft, die er wieder besuchte, alle Augen sich auf sie beide richteten und jede Bewegung, jeden Blick, jedes Wort beobachteten und belauschten.

Gerade weil ihr eigenes Herz so wild zu klopfen begann, wenn sie an dieses Wiedersehen dachte, gerade weil sie im Grunde ihrer Seele sein Liebesgeständnis, seinen Verlobungskuß ersehnte, war diese zudringliche Neugier der anderen ihr so entsetzlich peinlich. Ihr Stolz empörte sich bei dem Gedanken, daß auch ihm dieses unzarte Ge-

flüster der Bekannten zu Ohren gekommen sein könnte; daß er sich am Ende zu einer Erklärung gedrängt fühlte nur wegen dieses albernen Geredes; daß seine freie Entschließung beeinträchtigt würde durch diesen allgemeinen gierigen Wunsch nach einer neuen Verlobung.

Sie selbst wenigstens wollte ihm um keinen Preis den Eindruck machen, als erwarte sie an diesem Abend eine Aenderung ihrer Beziehungen zu einander; sie wollte sich alle Mühe geben, ihre Erregung zu verbergen, und ihm genau so entgegenkommen wie immer.

Aber es gelang ihr nicht, unbefangen zu scheinen. Sie konnte wohl ihr Herz verleugnen, durch das die erste Liebe stürmte und fieberte, sie konnte ihren Lippen ein heiteres Lachen aufzwingen, aber sie war dann auch nicht mehr das liebe, offene, natürliche Mädchen, zu dem er stets so rückhaltloses Zutrauen gehabt. Um nicht zu entgegenkommend zu wirken, ward sie fast ablehnend gegen ihn.

Als sie dann bemerkte, daß der Ton zwischen ihnen gar nicht herzlich und warm werden wollte, daß sie sich ganz schwerfällig und frostig unterhielten, erfaßte sie eine solche Enttäuschung, daß sie am liebsten zu weinen angefangen hätte, und alle Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um nur den Schmerz zu verbergen, der sie förmlich lostrennte von all den lachenden, fröhlichen Menschen um sie her. Sie suchte sich zu betäuben, indem sie mit anderen plauderte, nur damit man nicht sah, wie elend ihr zu Mute war, nur damit niemand sie frug, warum sie verstimmt sei. Das hätte sie geradezu zur Verzweiflung gebracht.

Ein letzter schwacher Trost war ihr geblieben. Eine kurze Viertelstunde würden sie allein sein, auf dem Heimwege sie keine fremden Augen stören. Vielleicht verstanden sie sich dann wieder besser.

Und nun erschien er ihr fremd und fern auch in dieser

köstlichen Einsamkeit der glitzernden Sternennacht, obwohl ihre Hand auf seinem Arm lag und sie in gleichem Schritt nebeneinander hinwandelten.

Fremd — ganz fremd!

Und sie dachte mit Entsetzen an das Erwachen am nächsten Morgen, an die trostlose Leere, die dann um sie sein würde.

Sie nahmen ja heute Abschied voneinander für viele Wochen. Er machte eine Gebirgsreise. Sein Vater hatte selbst gewollt, daß er sich eine Erholung gönne, ehe er in seinen Beruf eintrat. Bis er zurückkehrte, war Friederike mit den Ihrigen fort auf das Land. Erst im Herbst konnten sie sich wieder begegnen. Den ganzen Sommer mußte sie diese Ungewißheit weitertragen, diese nagenden, brennenden Zweifel an seiner Liebe, wenn er heute nicht das erlösende Wort sprach. — Ach nein! Dann war's ja überhaupt entschieden, dann war's zu Ende. Dann hatte sie Thörichtes geträumt, gehofft die lange, lange Zeit. Dann mußte sie fertig werden mit ihrem armen Herzen und ihrer Sehnsucht. Dann war er ihr gar nicht wirklich gut.

Auch er dachte an das Lebewohl, das nun in wenigen Minuten kommen mußte, an die Trennung. Aber es wollte ihm scheinen, als wäre ihr der Abschied viel gleichgültiger, als er geglaubt. Es verstimmte ihn, daß sich den ganzen Abend kein einziger warmer Moment ergeben, in dem sie sich recht nahe gerückt fühlten. Wie oft hatte ihm früher das Herz förmlich auf der Zunge gelegen; wie oft hatten ihre Augen so vertraulich miteinander gesprochen, daß es kaum der Worte bedurfte; wie oft hatte er sich bezwingen müssen, um nicht zu flüstern: „Nicht wahr, du bist mein?“

Und heute dieser gezwungene, steife Ton! Er mußte unwillkürlich an die Warnung denken, die sein Vater ihm

so oft wiederholt hatte: „Man kennt die Frauen viel zu wenig, wenn man so jung ist wie du. Besinne dich dreimal, wenn du dich verloben willst, und dann schiebe es erst noch eine Weile auf. Das Heiraten wird nie gründlich genug überlegt.“

Sie traten nun aus dem schönen duftenden Hofgarten heraus in die nüchterne Vorstadtstraße. Nun hatten sie nur noch wenige Schritte zu gehen, und Friederike erzählte von Tegernsee, wo sie die Augustwochen zubringen würde, und frug ihn nach seinen Reiseplänen. Er konnte ihr gerade noch erwidern, daß er es dem Zufall überlasse, wo er herumwandern und bleiben wolle; es hinge vom Wetter ab, von der Gesellschaft, die er finden würde; vorläufig freue er sich nur auf das süße Nichtsthun und auf reine Bergluft.

Dann standen sie vor ihrem Hause. Sie mußte den Schlüssel in ihrer Tasche suchen, und da sie mit dem Schloß nicht gleich zurechtkam, half er ihr. Erst als sie schon auf der Schwelle stand, zwischen der halbgeöffneten Thür, gab sie ihm die Hand.

„Recht viel Vergnügen, Herr Doktor!“

„Leben Sie recht wohl, mein Fräulein!“

Nun sah er in dem Licht der Gaslaterne, das voll auf ihr Gesicht fiel, einen wehmütigen Zug um ihre Lippen, einen todestraurigen Blick in ihren Augen. Die heitere Stimme, mit der sie geplaudert hatte, paßte nicht zu diesem blassen, gequälten Antlitz. Und das Herz wurde ihm wieder weich. Er hielt ihre Hand zärtlich fest. Es war ihm, als müsse er sprechen, noch jetzt, im letzten Moment des Scheidens.

Aber die weiche, schlanke Hand schlüpfte hastig aus der seinen, und das junge Mädchen sagte noch einmal: „Gute Nacht!“ Es klang gepreßt, als kämpfe sie mit dem Weinen. Dann schloß sie die Thür.

Sie war am Ende ihrer Kraft. Sie mußte sich auf der dunklen Treppe an das Geländer stützen und die Hände in das Gesicht pressen mit einem verzweifelten Aufstöhnen.

Er aber blieb stehen auf der einsamen Straße und wartete, bis da droben hinter einem weißen Vorhang ein Lichtschimmer auftauchte. Er starrte zu dem einzigen hellen Fenster empor, er wußte kaum wie lange. Nun schlug er sich an die Stirn und nannte sich einen Thoren, einen Zauderer, der keinen Mut hatte, das Glück zu fassen! Warum hatte er ihr in dem dunklen Hofgarten, unter dem schönen Sternenhimmel nicht endlich den Kuß auf den lieben Mund gedrückt, nach dem er nun ein so verzehrendes Verlangen fühlte? Die kurze Strecke, die sie so gleichgültig, so verstimmt zurückgelegt, hätte zu dem glückseligsten Wege werden können, den er je gewandelt war. Emporjauchzen könnte er jetzt zu diesem Fenster: „Meine Braut, meine Geliebte! Mein Weib!"

Erst als das Licht erlosch, riß er sich los. Allmählich kam auch wieder die ruhige Ueberlegung. Vielleicht war es besser so. Eine Verlobung so kurz vor dem Abschied wäre ja eigentlich recht unpraktisch gewesen. Ein ewiges Sehnen zu einander hätte ihnen die Sommerwochen verleidet. Und er mußte, wenn er zurückkam, sich fleißig einarbeiten. Beide würden ihre Neigung erst recht vertiefen und festigen in diesen Wochen der Trennung und sich völlig darüber klar werden, daß sie nicht ohne einander leben konnten.

Was schadete ein kurzer Aufschub, wenn man ein gemeinsames Leben vor Augen hat?

So beschwichtigte er mit Vernunftgründen die Vorwürfe seines Herzens, und bis er nach Hause kam, hatte er das seelische Gleichgewicht doch so weit zurückgefunden, daß er bald in einen festen Schlaf versank.

Als er am anderen Morgen ziemlich spät erwachte, mußte er sich beeilen, seine Koffer zu packen, wenn er den Vormittagsschnellzug nach Rosenheim noch erreichen wollte. In der Wohnstube stand eine Tasse bereits erkalteten Kaffees für ihn — diese Haushälterin war unverbesserlich!

Als er reisefertig war, trat er in das Bureau des Vaters, das an die Wohnräume anstieß, um sich zu verabschieden. Die Schreiber im Vorzimmer grüßten ihn höflich. Es warteten schon ein paar Klienten mit mürrischen Gesichtern.

Der Justizrat saß in seinem Bureau, eingehüllt in eine Wolke von Tabakrauch. Draußen war ein so herrlicher blauer Sommertag, aber hier fühlte man nichts von der wonnigen Morgenluft, sah man nichts von dem Sonnenhimmel. Ein Gefühl des Mitleids überkam den Sohn, als er einen Blick auf das graue Haupt warf, das Tag für Tag sich über die Akten herabbeugte. Solange er den Vater kannte, hatte er immer nur seiner Arbeit gelebt, ohne Abwechslung, ohne Erholung, als fühle er sich nur wohl in dieser grauen Atmosphäre, als sperre er absichtlich die Sonnenluft aus, als wolle er nichts von der Welt sehen als den großen Schrank mit den Akten und die ebenso nüchternen Gerichtssäle, in die ihn seine Thätigkeit führte.

„Warum gehst du eigentlich nicht mit, Vater?“ fragte er. „Es sind doch jetzt Gerichtsferien. Du könntest dich doch auch einmal losmachen.“

Der Justizrat drehte sich auf seinem Stuhl herum und nahm während der Ruhepause die Brille ab, um sie zu putzen. Er hatte kleine, müde Augen, die ganz hilflos zwinkerten ohne das scharfe Glas, viele kleine Falten zogen sich über die Stirn und an der scharfen Nase herab. Als er die Brille wieder aufgesetzt hatte, sah er vor allem streng und nüchtern aus, gerade, als ob die vielen müh-

samen und verwickelten Rechtsverhältnisse, die er beständig zu entwirren hatte, ihm einen trockenen, vergrämten Ausdruck in das Gesicht gezeichnet hätten.

„Ich brauche keine Erholung," sagte er langsam und zündete sich eine neue Zigarre an. „Woher soll ich die Zeit nehmen? Was das ganze Jahr über liegen bleibt, das wird im Sommer erledigt. Uebrigens langweile ich mich auch auf dem Lande, wenn ich nichts zu thun habe. Geh du nur allein, Hans, und mach keine Dummheiten. Verliebe dich nicht und steig auf keinen Berg, auf dem man sich den Hals bricht. Hier habe ich dir ein paar Hundertmarkscheine für die Reise zurechtgelegt."

„Danke sehr, Vater. Ich wollte recht sparsam sein, großenteils zu Fuß laufen, aber wenn du mich so gut ausstattest, dann kann ich mir's ja wohl sein lassen. Doch du versprichst mir, daß du auch einmal fortgehst, wenn ich mich nur erst richtig eingearbeitet habe."

Es lag ein liebenswürdiger, herzgewinnender Ausdruck auf dem von Jugend und Lebenslust leuchtenden Gesicht des Sohnes, das nur noch frischer und hübscher wirkte neben dem grämlichen, nüchternen grauen Kopf, daß einen Moment eine Art Lächeln um den strengen Mund des Vaters huschte, und er seinem großen Jungen wohlgefällig auf die Schulter klopfte.

„Schon gut, schon gut, Hans!" brummte er dann, als wolle er eine weiche Bewegung rasch unterdrücken. „Es ist übrigens Zeit, daß du fortkommst."

Bis Hans die Thür schloß, saß er schon wieder bei der Arbeit.

Während der junge Mann in fröhlicher Ferienstimmung mit Rucksack und Bergstock im Eisenbahnwagen saß, zogen ihm allerlei freundliche Bilder durch den Sinn. Wie behaglich er es seinem guten „alten Herrn" in seinem fünf-

tigen Heim machen wollte! Wie notwendig es auch für den Vater wäre, daß eine liebenswürdige junge Schwiegertochter sich seiner annähme, ihn von seinen ewigen Akten weglockte!

Friederike würde ihm gewiß gefallen. Und sie war so warmherzig, so gutmütig, sie mußte seinen Vater lieb gewinnen trotz seiner rauhen Schale.

In Rosenheim kaufte er die schönste Ansichtskarte, die sich finden ließ, und schickte sie an Fräulein Friederike Oehling. An jedem Tag wollte er ihr mit einem anmutigen Bilde sagen, daß er an sie denke. Es war ja Mode geworden, Postkarten zu sammeln, so daß es nicht weiter auffallen würde, wenn er die junge Dame häufig auf diese Weise grüßte.

Eine Woche lang trieb er sich im Gebirge herum, machte weite Märsche, ging den Stadtleuten aus dem Wege, plauderte lieber mit Jägern und Bauern und genoß mit vollen Zügen die wonnige Freiheit in der schönen Natur, ohne sich mit vielem Denken und Sehnen das Herz und den Kopf zu beschweren. Aber als er dann nach Salzburg kam, traf er gleich am ersten Tage einen Bekannten, den Leutnant Heckel, der ihm zurief: „Grüß Gott, Doktor! Sie kommen mir wie gerufen. Ich suche eben Gesellschaft, um auf den Untersberg zu steigen. Haben Sie keine Lust, mich zu begleiten? Ich muß in ein paar Tagen wieder zurück und möchte die kurze Zeit ausnützen."

„Das Wetter sieht allerdings nicht mehr ganz zuverlässig aus," meinte Hans. „Aber auf den Untersberg kann man sich immerhin wagen. Ich bin dabei. Also marschieren wir los!"

Sie erreichten vergnügt in der Abendstunde das Unterkunftshaus, konnten gerade noch das letzte Zimmer für sich in Anspruch nehmen und eilten dann auf das Geiereck,

den nahen Aussichtspunkt, um den Sonnenuntergang nicht zu versäumen.

Nie hatten sie einen wunderbareren Blick in die Berge genossen. Die Felsgipfel des Watzmanns, des Hohen Gölls, des Steinernen Meeres, des Hochkaltern erschienen so nahe und scharf in der eigentümlichen Föhnstimmung, daß man mit freiem Auge jede Spitze, jeden Grat, jeden Absturz in dem ungeheuren Gestein erkennen konnte; dabei leuchtete der Himmel in einem flammenden Rot, und die schweren Wolken, die über den ferneren Gipfeln lasteten, aus denen nur ab und zu eine weiße Schneezacke, ein grelles Firnfeld geisterhaft hervorblitzte, erhöhten nur den Eindruck dieser großen, überwältigenden Schönheit. Wie eine Goldflut glänzte draußen in der Ebene der Chiemsee mit seinen wie in Feuerfluten schwimmenden Inseln. Mit jeder Minute steigerte sich der Lichtzauber, die unschilderbare Farbenpracht, welche die scheidende Sonne über die weißen Felswände, über Wolken und Himmel ausgoß.

Hans und sein Begleiter waren stumm geworden vor Bewunderung und Entzücken. Es störte ihre Stimmung, daß nach einer Weile Stimmen in ihre Einsamkeit hereinklangen. Als sie sich etwas ungehalten umwendeten, bemerkten sie eine schlanke jugendliche Gestalt, die hastig emporstieg, dem Führer voran, der sich mehr Zeit ließ als die Dame, die freilich im Sturmschritt, aber auch dunkelrot glühend, ihr Ziel erreichte.

Die Herren grüßten. Sie nickte kurz. Dann zog sie ein Panorama des Untersbergs aus der Tasche und fing an, die Berggipfel zu studieren.

Hans konnte nicht umhin, über diesen Eifer zu lächeln. Er hätte gern gerufen: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch!“ als das Fräulein nun, statt den mächtigen Eindruck auf sich wirken zu lassen, um jeden Preis wissen wollte, wie jede einzelne Spitze heiße.

Der Führer, der nun nachgekommen war, schüttelte den grauen Kopf und meinte: „Hundertmal bin i 'leicht schon da heroben g'wes'n; aber die Namen kann i halt nit alle merken.“

Leutnant Heckel, der in den Bergen genau Bescheid wußte, erteilte bereitwillig Auskunft, und so ergab sich denn auf der Berghöhe ohne weitere Vorstellung ein Gespräch mit der wißbegierigen jungen Dame, die nun, nachdem die allzu starke Röte von ihren Wangen schwand, einen sehr reizvollen Eindruck machte. Kein regelmäßiges, aber ein sehr pikantes Gesicht mit eigentümlichen Augen vom hellsten Blau mit dunkeln Wimpern. Sie trug den feinen Kopf, dessen braunes Haar in dem roten Sonnenlicht wie dunkles Gold glänzte, sehr frei und selbstbewußt auf den Schultern, und obwohl sie klein und zierlich war, lag doch in dem ganzen schlanken Persönchen ein Ausdruck von Kraft und Sicherheit.

Gewiß eine Amerikanerin, dachten die beiden Herren, denn man hörte an ihrer Aussprache trotz ihres fehlerlosen und fließenden Deutsch, daß sie Ausländerin war.

Heckel, der sich unbändig freute, daß sie auf dem Berggipfel eine so hübsche Gesellschaft gefunden hatten, frug gleich in seiner lustigen, kecken Weise: „Sind Sie ganz allein mit dem Führer auf den Untersberg gestiegen, mein gnädiges Fräulein? Das finde ich schneidig.“

„O, ich weiß, Sie finden es unpassend,“ erwiderte sie lachend. „Gestehen Sie es nur! Aber ich kann Sie völlig beruhigen. Mama hat in Salzburg zufällig eines der vielen armen Wesen entdeckt, die sich früher um meine Erziehung bemühten. Die gute Miß Jane hat sich dann an einen englischen Pastor verheiratet, und diesem würdigen Ehepaar wurde ich leider anvertraut. Ach, sie gehen so langsam! Ich konnte es nicht mehr aushalten. Der Träger ist bei ihnen geblieben, und ich bin voraus, um noch den Sonnenuntergang zu sehen.“

Mittlerweile erlosch allmählich die strahlende Helle. Schwere violette Töne umsäumten die Felsen, im Westen lag noch ein dunkles brandiges Rot, dann wurde es düster und grau.

Der Führer schüttelte den Kopf. „Das Wetter g'fallt mir nit."

Als sie dann zusammen in das Unterkunftshaus zurückkehrten, fanden sie den Pastor, einen glattrasierten, sehr steifen Engländer, und dessen hagere blonde Ehehälfte in gelinder Verzweiflung. Es war kein Zimmer mehr aufzutreiben.

Den beiden Herren blieb nichts anderes übrig, als im Interesse der Damen auf ihre schon bestellte Stube zu verzichten und sich mit den Matratzen im Massenquartiere zu begnügen, mit dem auch der Pastor vorlieb nehmen mußte.

Man stellte sich gegenseitig vor. Der Engländer hieß Howard, das lustige junge Mädchen Sonja Brönwold.

In dem Gastzimmer saß eine lärmende Gesellschaft, lauter Bergsteiger in kurzen Hosen und grünen Hüten, die starken Durst mitgebracht hatten und sich nun in dem raucherfüllten heißen Raum gütlich thaten.

Fetzer und der Leutnant trugen einen Tisch und ein paar Bänke ins Freie und freuten sich, als bald darauf auch ihre junge Bekannte mit ihren Begleitern bei ihnen Platz nahm.

„Da drinnen aber ist's fürchterlich!" rief sie und zog ihr feines Näschen mit drolligem Entsetzen in die Höhe.

Der Pastor und seine Gemahlin trugen nicht viel zur Unterhaltung bei. Stumm und kerzengerade saßen sie am Tisch und warteten auf ihren Thee. Hans bemühte sich eine Weile, mit ihnen englisch zu reden, aber da er trotz seiner Anstrengungen nur ziemlich abweisende, kurze Antworten bekam, wendete er sich wieder der angenehmeren

Aufgabe zu, mit dem Fräulein zu plaudern. Ja, er vergaß sogar, die Postkarte zu schreiben, die er an Friederike hatte schicken wollen. Da der Leutnant der jungen Dame so eifrig den Hof machte, wollte er auch nicht ganz kühl und zurückhaltend bleiben, sondern sich auch seinerseits ein paar lustige Blicke dieser mutwilligen Augen erobern.

„Ich bin nicht Amerikanerin, nein,“ erklärte Sonja, die nun, seit sie den Hut abgenommen, noch viel origineller wirkte mit dem lockigen dichten Haar. „Ich bin das Mädchen aus der Fremde. Heißt es nicht so in dem deutschen Gedicht? Meine Mutter ist Russin, mein Vater Norweger. Er hat viel in Deutschland gelebt, solange er studierte. Aber er ist im Konsulardienst, und seit ich auf der Welt bin, sind wir eigentlich immer herumgewandert. Geboren bin ich in Paris; mit acht Jahren kam ich nach Odessa, mit zwölf nach Alexandria, mit fünfzehn nach Konstantinopel; dort lebt auch mein Vater, aber Mama erträgt das Klima nicht, und wir sind seit den letzten Jahren in allen erdenklichen Bädern und Kurorten herumgereist. Können Sie mir sagen, wo ich eigentlich zu Hause bin? Ich weiß es nicht. Aber ich finde es überall recht hübsch in der Welt.“

Wieviel dieses junge Ding schon gesehen hatte, dachte Hans fast neidisch. Sie konnte kaum mehr als zwanzig sein. Er fand die Stunde köstlich. Diese Abendruhe auf der Berghöhe, diese wonnige Kühle! Tief unten sah man die Lichter des Salzburger Bahnhofes aus dem Dunkel aufglänzen. Ringsum wetterleuchtete es über den Bergen. Und dazu dieses übermütige Mädchenlachen, dieses fremdartige Deutsch, das so gewandt von den jungen Lippen sprudelte.

Aber man hatte kaum das Abendbrot eingenommen, als große Tropfen fielen.

Missis Howard erhob sich. „Kommen Sie, my dear," sagte sie, Sonjas Arm nehmend. „Wir wollen uns zurückziehen."

Das junge Mädchen schien nicht sehr begeistert von diesem Vorschlag. Sie schnitt hinter dem Rücken ihrer ehemaligen Erzieherin ein Gesicht und folgte ihr dann mit einer so unwiderstehlich komischen Heuchlermiene, daß die beiden Herren Mühe hatten, ihren Ernst zu bewahren.

Sie hüllten sich in ihre Lodenmäntel und fanden unter dem vorspringenden Hausdach noch ein vor dem Regen geschütztes Plätzchen.

„Ein famoses Mädel!" sagte der Leutnant lebhaft. „Schade, daß sie sich von diesen urlangweiligen Beefsteaks hat ins Schlepptau nehmen lassen!"

„Nach ihrem Geschmack schienen sie auch nicht zu sein. Sie hat sich wohl die Begleitung gefallen lassen müssen," meinte Hans.

„Glauben Sie, daß dieses unabhängige Ding irgend etwas thut, was sie nicht will? Die setzt ihren Kopf durch."

„Nun, die Mama hätte recht, wenn sie die Zügel stramm hielte. Allein können sie den Unband doch nicht herumlaufen lassen."

„O, die wüßte sich schon zu wehren!" rief der Leutnant mit einer energischen Armbewegung. „So unbefangen und natürlich sie sich benimmt — ich bin überzeugt, keiner dürfte es wagen, ihr nur mit einem Wort zu nahe zu treten."

„Sie ereifern sich ja ordentlich für diese vielgereiste junge Dame," sagte Hans, fast ein wenig gereizt über diese warme Parteinahme des Leutnants.

„Ich leugne gar nicht, daß sie mir außerordentlich gefällt. Ich bin auch überzeugt, sie ist reich. Arme Mädchen treten nicht so sicher und selbstbewußt auf."

„Und diese Vermutung genügt natürlich schon, um sie Ihnen im rosigsten Lichte zu zeigen?" neckte ihn Hans.

„Nun ja," gab der Leutnant zu, „was geht mich denn ein hübsches Mädel an, das keine gute Partie ist!"

Hans lachte spöttisch. „Ein Idealist sind Sie gerade nicht."

„Wissen Sie, Doktor," fuhr der Leutnant fort, „Sie haben da überhaupt nicht mehr mitzureden."

„Warum denn nicht?"

„Man erzählt sich doch in der ganzen Stadt, daß Sie verlobt sind."

„Was die Leute alles reden! Klatsch sage ich Ihnen!"

Er schämte sich, als er die Worte gesprochen. Ein blasses Gesicht mit traurigen Augen stand plötzlich vor ihm und sah ihn mit ernstem Vorwurf an. Aber es ärgerte ihn, daß der Leutnant ihn förmlich aus dem Weg räumen, ihn von jedem Wettbewerb ausschließen wollte.

„Na, Sie sollen einer jungen Dame wenigstens sehr energisch den Hof gemacht haben. Ich will keinen Namen nennen —"

„Nein, thun Sie das lieber nicht!" rief Hans übellaunig. „Man darf ja nicht zwei Worte mit einer jungen Dame reden, und gleich wird eine Verlobung herumposaunt."

Sie waren unwillkürlich auseinandergerückt. Jeder schaute in anderer Richtung in den Regen hinaus, eine plötzliche Gereiztheit störte ihr bisheriges gutes Einvernehmen.

Einsilbig suchten sie dann den Schlafsaal auf, in dem der Pastor schon in seinen Plaid gewickelt lag, würdevoll sogar im Schlafen und Schnarchen.

Hans streckte sich auf der Matratze aus und schloß die Augen. Aber er fand lange keine Ruhe. Er wollte an Friederike denken, doch immer wieder gaukelte eine

leichtere kleinere Gestalt an ihm vorüber, und ein lachendes Gesicht mit hellen Nixenaugen verdrängte ihr ernsteres Bild.

Draußen heulte der Sturm, und der Regen prasselte auf das Dach. —

Es war grau, kalt und naß am nächsten Morgen. Das englische Ehepaar stand stumm am Fenster und schaute in den Nebel hinaus. Aber Sonja zog die Kapuze ihres Mantels über den Kopf und lief im Freien herum, gefolgt von den beiden Herren, die einander nicht aus den Augen ließen.

„Seh' ich nicht aus wie ein Untersberger Männlein?" rief sie lachend. „Wir könnten in irgend eine Almhütte laufen, einen Schabernack anstellen und dann ein Goldstück auf den Herd legen, damit die Leute meinen, es wäre wirklich ein Berggeist dagewesen."

„Reizende Idee!" rief der Leutnant, der sofort dazu bereit war.

Hans warf ein: „Na, ein modernes Zehnmarkstück hat allerdings auch für eine Sennerin nichts Unheimliches oder Märchenhaftes," aber er wäre natürlich nicht von dem Ausflug zurückgeblieben, da der Offizier mit wollte.

Doch es kam anders. Der Herr Pastor schickte den Führer aus, um das Fräulein zu holen. Da der Regen nachgelassen hatte, sollte der Heimweg angetreten werden.

Sonja schien höchst ungehalten über den raschen Aufbruch.

Es war ja schmeichelhaft für die beiden Herren, daß sie gerne noch mit ihnen gewandert wäre. Aber welchem von ihnen galt dieser sichtliche Aerger über die Trennung? Sie gab jedem mit einem freundlichen Blick die Hand. Sie sagte zu jedem: „Auf Wiedersehen!"

Beide standen noch vor der Hütte, als sie lustig zurückwinkte.

Sie hatten eigentlich beschlossen, daß sie den ganzen Untersberg entlang gehen und über den Berchtesgadener Hochthron nach Hallthurm heruntersteigen wollten. Der Leutnant fand aber plötzlich das Wetter nicht mehr einladend genug; seine Zeit sei gemessen; er würde lieber den näheren Weg nach Salzburg einschlagen. Hans jedoch bestand auf seinem Plan, da es von Viertelstunde zu Viertelstunde heller und freier wurde. Er durchschaute recht wohl, daß sein Begleiter eine zweite Begegnung mit der hübschen Ausländerin erhoffte, aber er hatte nichts gegen die Trennung einzuwenden, ja, er freute sich sogar auf die einsame Wanderung. Allerdings meinte er auch einem englischen Gespräch des Pastors mit seiner Gattin entnommen zu haben, daß Sonja in Berchtesgaden wohnte. Er hütete sich aber, diese Kunde zu verraten, wünschte dem Leutnant viel Vergnügen und trug ihm Grüße an das junge Mädchen auf, wenn er sie in Salzburg treffen sollte.

Während er viele Stunden lang zwischen endlosem Gestein wie in einem verlassenen, weiten Felsenreiche dahinschritt, dachte er nur wenig an die junge Fremde. Er mußte auf die Wegzeichen achten und Sorge tragen, daß er sich nicht verirrte. Erst als er in Hallthurm angelangt war und noch mit dem letzten Zug nach Berchtesgaden dampfte, wohin er auch seinen Koffer vorausgeschickt hatte, kehrten seine Gedanken zu ihr zurück.

Als er dann am anderen Morgen in seinem hellgrauen Sommeranzug auf der schönen Straße nach Königsee dahinschlenderte, holte ihn ein niedliches Gefährt ein mit zwei flotten kleinen Pferden. Und in dem eleganten Korbwagen saß ganz allein die hübsche Ausländerin und lenkte die Zügel.

Sie erkannte ihn nicht gleich, als er grüßte, aber dann schien sie sehr erfreut über die Begegnung und hielt sofort den Wagen an.

„O, Sie sind hier in Berchtesgaden, Herr Doktor!" rief sie mit ihrer reizenden Lebhaftigkeit. „Wo haben Sie Ihren Freund gelassen?"

„Ich bedaure sehr, daß ich ihn nicht herbeirufen kann, wenn Sie ihn vermissen, gnädiges Fräulein," versetzte er etwas gekränkt. „Er hatte Pech. Er meinte, Sie noch in Salzburg treffen zu können, und deshalb trennte er sich von mir. Sein Urlaub ist nun wohl zu Ende."

Ihr helles übermütiges Lachen versöhnte ihn wieder. Sie hätte diesen Irrtum des Leutnants nicht so komisch finden können, wenn er ihr nahe gegangen wäre.

„Er wird sich mit Mister Howard begnügen müssen," meinte sie. „Ich habe mich gar nicht in Salzburg aufgehalten. Nun hoffe ich aber, daß Sie mich hier in der Villa „Alpenveilchen" besuchen. Bitte, spotten Sie nicht über den affektierten Namen; der Besitzer hat sie so geschmackvoll getauft; wir haben sie nur für den Sommer gemietet. Aber es ist hübsch da. Also auf Wiedersehen, nicht wahr?"

Hans war froh, daß er sich einen Stadtanzug in den Koffer gepackt hatte. Die ländliche Einfachheit mußte man abstreifen, wenn man diese wunderbar gelegene, elegant ausgestattete Villa betrat. Während er durch den wohlgepflegten großen Garten mit den üppigen Blumenbeeten auf das kleine Schlößchen zuschritt, erinnerte er sich mit einem leisen Schmunzeln, daß Leutnant Heckel doch wohl recht gehabt, wenn er Fräulein Sonja für ein reiches Mädchen hielt. Wer in Berchtesgaden solchen Besitz mieten konnte, mußte immerhin zu den reichen Leuten gehören.

Aber er mußte wirklich ein Lachen verbeißen, als er in dem mit entzückenden Fresken bemalten Salon, in der Gesellschaft des jungen Mädchens, den Grafen Stolzenberg antraf. Der hübsche blonde Adelige, dem seine Ahnen außer dem vollklingenden Namen und einer großen Lebens-

lust wenig hinterlassen, war nämlich bekannt wegen seiner Spürnase für Erbinnen. Er hatte es als Gesandtschaftsattaché sehr nötig, eine gute Partie zu machen, um seinen Finanzen aufzuhelfen; aber bisher war ihm schon mancher Versuch mißlungen. Uebrigens war er ein liebenswürdiger, angenehmer Gesellschafter, und Hans, der ihn häufig in Herrenkreisen getroffen, der auch in einem Regiment mit ihm gedient hatte, schüttelte ihm herzlich die Hand.

Der Graf schien weniger erfreut, daß in dieser Sommeridylle ein Stadtbekannter auftauchte, der von der jungen Dame entschieden mit Auszeichnung begrüßt wurde. Ihn behandelte sie mit dem grausamen Uebermut, den sich verwöhnte Mädchen gegen einen allzu dringlichen Verehrer erlauben. Hans nahm sich vor, daß er dem kecken Wildfang niemals sein Wohlgefallen verraten, im Gegenteil ihr mit stolzer Kälte, mit unerschütterlichem männlichen Selbstbewußtsein begegnen wollte. Nein, er war nicht der Mensch, der sich von mutwilligen Goldfischen demütigen ließ! Er hatte das zum Glück nicht nötig wie der Graf!

Hans wurde Frau Brönwold, Sonjas Mutter, vorgestellt, einer schönen, noch jugendlich aussehenden Frau, die ihr Leben damit zubrachte, in reichen spitzenbesetzten Seidengewändern auf dem Ruhebett zu liegen, Zigaretten zu rauchen und französische Romane zu lesen. Sie behauptete, immer müde zu sein, und war beständig in Behandlung eines berühmten Arztes, aber keiner hatte sie noch dazu gebracht, ihre allzu bequeme Lebensweise zu ändern.

Sie lächelte sehr anmutig, als Doktor Fetzer ihr vorgestellt wurde, sprach mit ihm über einen berühmten französischen Romanschriftsteller, den sie eben las, und drückte dann auf die elektrische Klingel.

„Man soll hier den Thee servieren, nicht wahr, Sonja?“

Hans hatte während der ziemlich lebhaften Unterhaltung nicht bemerkt, daß eine ältere Dame mit weißem Haar und ernstem Gesicht, mit tiefen Schatten unter den Augen, in das Gemach eingetreten war. Sie stand plötzlich vor ihm und reichte ihm die Theetasse.

Er erhob sich. „Darf ich bitten, mich vorzustellen?“ sagte er höflich zu Sonja.

Die blasse, hochgewachsene Frau in dem schwarzen Seidenkleide war entschieden keine Dienerin; er fand es seltsam, daß man sie gar nicht beachtete.

„Herr Doktor Fetzer — Frau Schmidt!“ sagte Sonja mit gleichgültigem Tone.

Die Dame starrte ihn ganz verwundert, mit erschrockenen Augen an. An wieviel Demütigung mußte sie gewöhnt sein, wenn eine einfache alltägliche Höflichkeit sie förmlich aus der Fassung brachte! Sie waltete am Theetisch, versorgte vor allem Frau Brönwold, die sich aus ihrer müden Stellung kaum aufrichtete, aber niemand richtete an sie das Wort. Hans begegnete einem so merkwürdig warmen Blick, als er selbst seine Tasse zurücktrug, noch um ein wenig Thee bat und dabei ein paar artige Redensarten für sie übrig hatte. Sie schien in der That von rührendster Dankbarkeit für die kleinste Rücksicht.

„Wer ist die Dame eigentlich?“ frug er dann Sonja mit einem gewissen mitleidigen Interesse, als er mit dem jungen Mädchen und dem Grafen dem Tennisplatz zuschritt, auf dem sich noch ein paar ganz junge Leute aus der Nachbarvilla einfanden.

„Ach, diese Frau Schmidt?“ erwiderte sie mit einem ungeduldigen Stirnrunzeln. „Die Gesellschafterin meiner Mutter. Ich begreife gar nicht, wie sie dieses Leichenbittergesicht immer um sich sehen mag. Mama schläft nachts nicht gut, und ich glaube, nur weil Frau Schmidt ihr dann unermüdlich vorliest, hat sie einen Stein im

Brett bei ihr. Ich kann sie gar nicht ausstehen. Ich bin überzeugt, sie hetzt Mama immer gegen mich auf."

„So sieht sie eigentlich nicht aus; unglücklich wohl, traurig, aber nicht bösartig."

„O, mir sind die bösartigen Menschen lieber als diese Gutmütigen, die sich immer den Anschein geben, als hätten sie das größte Wohlwollen. „Das sollte das gnädige Fräulein nicht thun," oder „Das paßt sich nicht für Fräulein Sonja." So tuschelt sie Mama immer in die Ohren, die scheinheilige Person."

Es war ja begreiflich, daß dieses junge Glückskind das Leben mit anderen Augen ansah als die arme bejahrte Gesellschafterin, der man ein trauriges Schicksal vom Gesichte ablesen konnte; und man durfte es Sonja schließlich nicht verdenken, wenn der Einfluß der Fremden auf die Mutter sie erbitterte.

Aber Hans mußte späterhin unwillkürlich noch häufig an diese tiefumschatteten Frauenaugen denken, die ihn erst so erschrocken, dann so rührend freundlich angeblickt hatten. Jedesmal, wenn er Frau Schmidt begegnete, sprach er ein paar Worte mit ihr, trotz Sonjas sichtlicher Ungehaltenheit über diese höfliche Rücksicht auf die unsympathische Hausgenossin.

Allmählich fiel es ihm auf, daß die blasse ernste Frau entweder am Fenster stand, wenn er auf der Villa erwartet wurde, oder ihm schon im Garten entgegenkam. Sie schien förmlich auf seine Begrüßung zu harren.

Er kam fortan recht häufig, fast täglich. Sonja lud ihn so herzlich ein, und er unterhielt sich so gut. An Friederike schickte er immer noch hübsche Ansichtskarten. Er war sich kaum klar darüber, daß die warme Erinnerung an sie in der heiteren Gegenwart der frohlaunigen Ausländerin mehr und mehr verblaßte. Gerade weil Sonja ihm einen so grundverschiedenen Eindruck machte,

so ganz andere Seiten seines Wesens ergriff und fesselte, als die scheu-verschlossene, warmherzige Friederike, ward er sich der Treulosigkeit gegen seine erste Neigung lange nicht bewußt. Mit einem gewissen Ferienleichtsinn freute er sich über den angenehmen, ungezwungenen Verkehr auf der schönen Villa und über die Eifersucht des Grafen, der sich förmlich vor Diensteifer für die anspruchsvolle Erbin zerriß und seinen jungen Nebenbuhler mit anerkennenswerter Offenheit ins Pfefferland wünschte.

Einmal, als er in der Nachmittagsstunde zum Ballspiel kam, saß Sonja an dem reizenden Plätzchen an der Quelle, die aus bemoostem Gestein, auf dem man Alpenblumen angepflanzt hatte, in ein mit Vergißmeinnicht und Epheu umwuchertes Becken herabrieselte. Hier war immer tiefer Schatten; die hohen Bäume schufen ein grünes Dämmerlicht, und das leise Plätschern des Wassers gab dem kühlen Winkelchen noch einen besonderen Reiz.

Das junge Mädchen sah sehr hübsch aus in ihrem weißen Sportanzug mit der kleinen Mütze auf dem lockigen dunklen Kopf.

„Sie müssen eine Weile allein mit mir vorlieb nehmen. Es ist noch zu heiß zum Spielen,“ sagte sie. „Ich habe unseren jungen Nachbarn sagen lassen, sie möchten sich erst etwas später einfinden.“

Sie lud ihn mit einer freundlichen Handbewegung ein, an dem kleinen Tischchen Platz zu nehmen.

„Und Ihr getreuer Ritter, der Graf?“ frug Hans lachend. „Sollte er sich heute wirklich einmal verspätet haben?“

Sie schüttelte mit übermütigem Ausdruck den Kopf. „O nein! Ich habe Graf Stolzenberg gebeten, nach einem Armband zu suchen, das ich gestern bei dem Spaziergang zum Aschauer Weiher verloren haben muß. Wahrscheinlich beim Blumenpflücken.“

„Der gute Graf! Er ist natürlich bei der ärgsten Hitze gleich weggelaufen und durchstöbert nun den Wald in wilder Hast, voll Aerger und Ungeduld, daß er nicht hier sein darf, aber in unermüdlichem Pflichteifer," versetzte Hans nicht ohne Schadenfreude, indem er sich in seinem bequemen Korbstuhl zurücklehnte. „Und als Finderlohn bekommt er ein gnädiges „Danke"."

Sie zuckte die Achseln und sagte mit einem nachdenklichen Blick: „Wer weiß?" Dann die Augen voll zu Hans aufschlagend, bekannte sie mit ungewöhnlich ernster Miene: „Ich habe den Grafen absichtlich weggeschickt; ich wollte allein mit Ihnen sprechen. Sie sollen mir einen Rat geben. Ich darf Sie doch für meinen Freund halten?"

Mit einer sehr anmutigen Bewegung hielt sie ihm fragend ihre Hand entgegen, die er natürlich herzlich schüttelte.

„Wie können Sie zweifeln, gnädiges Fräulein? Ich fühle mich ja höchst geschmeichelt, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf. Um was handelt es sich? Ich bin sehr gespannt."

Sie legte die Arme auf den Tisch, und sich etwas vorlehnend, so daß sie ihm dicht in das Gesicht blickte, sagte sie ganz unvermittelt: „Soll ich den Grafen Stolzenberg heiraten?"

Er war überrascht und unangenehm berührt. Das hatte er nicht erwartet. Aber er gab sich Mühe, zu lächeln und mit keinem Zug seine Enttäuschung zu verraten.

„Mein gnädiges Fräulein, es ist recht schwer, auf eine solche Schicksalsfrage zu antworten. Die Entscheidung kann doch nur Ihr eigenes Herz treffen. Wenn Sie ihn lieben — ja! Wenn Sie ihn nicht lieben — nein!"

„Bitte, lassen wir das Herz lieber aus dem Spiel. Ich bin kein gefühlvolles deutsches Gretchen, und Sie müssen doch zugeben, daß das Herz die größten Dumm-

heiten macht. Es hat keine Kritik, es hat keine Urteilskraft. Selbst wenn ich den Grafen liebte — das thue ich ja nicht —, würde ich hoffentlich so viel klare Besinnung übrig behalten, um mir eine Wahl, die über meine ganze Zukunft entscheiden soll, zu überlegen und mich nicht von einer momentanen Stimmung fortreißen zu lassen. Mein Vater ist nicht hier, Mama ist kränklich, ich muß also selbst die nüchterne Erwägung besorgen, die sonst die Eltern übernehmen."

„Aber warum wollen Sie sich überhaupt so früh schon binden, wenn keine glühende Neigung Sie dazu treibt? Sie sind so jung, Sie haben ein so interessantes, abwechslungsreiches Leben, genießen so viel Freiheit —"

Sie hatte die dunklen Brauen zusammengezogen. Zum erstenmal sah er einen traurigen Ausdruck auf ihren sonst so lachenden Zügen.

„Glauben Sie wirklich, daß es so beneidenswert ist, immer von Ort zu Ort zu wandern wie ein Zugvogel? Der Vergleich paßt eigentlich gar nicht. Die Zugvögel suchen doch alljährlich wieder ihr altes Nest auf; sie freuen sich gewiß, wenn sie die gewohnte Umgebung wiedersehen. Ich aber darf ja eigentlich nirgends Wurzel fassen. Es ist kaum der Mühe wert, sich einzugewöhnen, sich an liebe Menschen anzuschließen. Bald geht's wieder weiter, und man sieht sie niemals wieder. Ich möchte auch einmal ein Heim und gute Freunde, ich möchte eine Heimat haben, irgendwo zu Hause sein!"

Er blickte ihr, ganz bewegt von ihren Worten, in die Augen, die einen weichen Schimmer hatten. Sie bemerkte wohl seine Ergriffenheit.

„Ich weiß eigentlich nicht, warum ich gerade Ihnen gegenüber so vertrauensselig bin," fuhr sie mit ihrem bestrickenden Lächeln fort. „Keinem Menschen habe ich noch so viel von meinem innersten Empfinden verraten als

Ihnen. Aber ich bin nun mal im Zuge, und Sie müssen mich noch eine Weile anhören. Sehen Sie, Herr Doktor, ich darf ja wohl gestehen, ohne daß Sie über meine Eitelkeit lächeln, daß ich in meinem Wanderleben ab und zu einem Manne begegne, dem ich ganz gut gefiel, der sich gerne mit mir unterhielt. Aber meist war es ein so flüchtiges Zusammentreffen, daß wir einander gar nicht nähertreten konnten. Nun freut es mich, daß mir einmal eine wirkliche Neigung entgegengebracht wird. Ich frage mich nur: Gilt diese Neigung auch wirklich meiner Person, mir selbst? Sie sollen mir die Wahrheit sagen, Herr Doktor. Sie kennen den Grafen Stolzenberg schon länger, und ein Mann durchschaut den anderen wohl auch viel eher. Am Ende ist es ihm nur um eine gute Partie zu thun."

Hans fand diese Wendung recht peinlich. So fragend, so forschend schaute sie ihm auf die Lippen. Ihm aber wäre es hinterlistig und häßlich erschienen, wenn er den Grafen, dem er freundlich die Hand schüttelte wie einem guten Kameraden, nun hinter seinem Rücken hätte anschwärzen, seine Hoffnungen mit einem gehässigen Worte zerstören wollen.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „Graf Stolzenberg hat Ihnen wohl nie ein Hehl daraus gemacht, daß er keine reichen Mittel besitzt. Er ist in diesem Punkt ja sehr offenherzig. Aber wenn ein Mann wie er sich jeden Gedanken an ein armes Mädchen aus dem Kopfe schlagen muß, so ist deshalb doch nicht gesagt, daß er sich nicht mit um so wärmerem Herzen in eine andere verlieben könnte, bei der die Möglichkeit des Besitzes eben nicht ausgeschlossen ist."

„Sie drücken sich sehr diplomatisch aus, Herr Doktor," lachte sie, wieder mit ihrem mutwilligen Ton. „Glauben Sie doch nicht, daß ich kleinlich genug wäre, besonderen

Wert auf die Vermögensverhältnisse meines künftigen Gatten zu legen. Nein, bewahre! Ich freue mich, daß ich dem Mann, den ich einmal wähle, eine freie, nach deutschen Begriffen glänzende Existenz zu schaffen vermag. Aber ich möchte nicht die Beute eines Glücksritters werden, der die nächste beste nehmen würde, wenn sie nur Geld hat. Ich will nicht geheiratet werden, nur um Junggesellenschulden zu bezahlen. Ich bilde mir ein, daß ich doch nicht ganz abschreckend bin, und daß ich wohl auch um meiner selbst willen begehrt werden könnte."

Sie sagte das mit so reizender Offenheit, daß er unwillkürlich mit warmer Bewunderung ihre Hand an die Lippen zog. „Allerdings, mein gnädiges Fräulein, man sollte das denken. Und ich bin überzeugt, es ist nicht bloß der Graf — es waren schon sehr viele andere bis über die Ohren in Sie verliebt."

„Meinen Sie?" lachte sie, kokett das Köpfchen auf die Seite neigend, und schien auf eine sehr liebenswürdige Antwort zu warten.

In diesem Moment näherte sich ein leiser Schritt. Die Gesellschafterin stand plötzlich neben ihnen und schaute mit einem angstvollen Ausdruck auf die beiden jungen Leute, die sie etwas verlegen anstarrten.

Sonja schob die Unterlippe vor, es war plötzlich ein böser, feindseliger Ausdruck auf ihrem Gesicht. „Was wollen Sie? Was suchen Sie hier?" herrschte sie die blasse Frau mit dem zornigen, hochfahrenden Tone an, der Hans immer peinlich berührte.

„Frau Brönwold sucht ein Buch," antwortete diese mit einer ganz erregten Stimme und mit ihrem auf Hans gerichteten sorgenvollen Blick. „Ich dachte, das gnädige Fräulein hätte in dem Band gelesen —"

„Sie sehen, daß das Buch nicht hier ist," warf Sonja ungeduldig hin. „Warum gehen Sie also nicht?"

„Frau Brönwold hat den Thee auf die Veranda bringen lassen,“ bemerkte Frau Schmidt, noch immer zögernd, trotz Sonjas unverhohlenem Aerger über die Störung.

„Ja, ja, schon gut, wir kommen,“ sagte diese, und ihr Füßchen stampfte zornig auf den Boden.

Langsam entfernte sich die dunkle Gestalt. Sie bückte sich einigemal, um ein paar welke Rosen abzuschneiden, um einen Käfer aus einer Blume zu entfernen. Wenn sie auch nicht in Hörweite blieb, die vertrauliche Stimmung, in der die beiden in dem schattigen Versteck gesessen hatten, war gestört.

Hans erhob sich. „Wir dürfen die gnädige Frau wohl nicht warten lassen,“ mahnte er höflich.

Sonja sah noch immer finster drein, als habe sie Mühe, eine zornige Wallung zu verbergen. Um so lauter und lebhafter lachte sie auf, als nun der Graf angestürzt kam, glühend und atemlos.

„Gnädiges Fräulein, hier haben wir das verlorene Kleinod!“ rief er triumphierend. „Ich habe es gesucht wie eine Stecknadel. Ich bin herumgekrochen zwischen Dornen und Brennesseln. Aber gefunden ist es!“

„Nein, wie erhitzt Sie aussehen! Die reinste Rothaut,“ spottete Sonja. „Schönsten Dank!“ Sie streifte gleichmütig den Goldreif an ihren Arm. „Warten Sie, Graf, ich werde Ihnen eine schöne Nelke in das Knopfloch stecken. Den Orden haben Sie verdient!“

Sie warf einen kurzen blitzenden Blick auf Hans, während sie den Grafen mit der sauer erworbenen Blume schmückte, und er fühlte in diesem Moment ganz deutlich, daß sie ihren glühenden Verehrer nur zum besten hielt. O, sie war ein so kluges, scharfsichtiges Mädchen! Sie durchschaute den Grafen vollständig. Und wenn es ihr auch Spaß machte, ihn wie eine Marionette zappeln zu lassen und mit ihrem kleinen Finger zu regieren, so dachte

sie doch keinen Augenblick daran, ihm ihre Hand zu reichen.

Aber warum dann diese ernsthafte Unterredung unter vier Augen? Warum diese feierliche Bitte um einen freundschaftlichen Rat? Hans frug sich's mit nachdenklichem Lächeln. Die Antwort war ja nicht schwer zu finden. Sie hatte wohl erwartet, daß er bei ihrer Frage: Soll ich den Grafen heiraten? heftige Bestürzung zeigen, daß er jede Schonung für den Bekannten beiseite lassen, sie beschwören würde, dem Drängen eines Glücksritters nicht nachzugeben, mit einem Wort — sie hatte ihn zu einer eifersüchtigen Aufwallung hinreißen wollen.

Er war sehr vergnügt, daß er ihr den Willen nicht gethan, daß er sich in dieser heiklen Lage so gut beherrscht und auch dem Grafen gegenüber so anständig benommen hatte. Aber er verspürte außer dieser Selbstzufriedenheit auch noch ein heimliches prickelndes Freudegefühl. Wenn Sonja so lebhaft wünschte, daß er ihr seine Eifersucht verriet, so mußte ihr doch etwas an ihm liegen. Es schien fast, als habe sie ihm bei dieser Gelegenheit einen Einblick in ihr Wesen geben wollen, als wäre diese Werbung des Grafen nur ein Vorwand gewesen, um ihm zu sagen: Ich bin bereit, einem Mann, der mich lieb hat, den ich nicht für einen Glücksjäger zu halten brauche, meine Hand zu reichen, und ich habe diesem Mann viel zu schenken. Es war ihr sichtlich ernst mit ihren Worten, daß sie eine Heimat haben wolle. Mit diesem Wunsch hatte sie gewiß die Wahrheit gesprochen. Im Grunde war sie ja mit all ihrem Reichtum ein einsames Geschöpf, ohne Geschwister, ohne Verwandte, ohne näheren Familienanschluß, überall eine Fremde, ohne Halt auch im Hause der Mutter, die viel zu schlaff und träge war, um sich um das lebhafte junge Mädchen zu kümmern.

Mit Hans ging, während er über das kleine Er-

lebnis nachgrübelte, eine Wandlung vor. In dem letzten Jahr, seit er Friederike kannte, war er Gemütsmensch gewesen. Sein Herz, sein Gefühl hatten die Oberhand gehabt. Er konnte mit ganz jugendlicher Schwärmerei von einem geheimnisvollen, stillen Glücke träumen, von einer bescheidenen, von Liebe verklärten Häuslichkeit, von einem schlichten, pflichttreuen Leben als Familienvater, der für seine Frau sorgt und arbeitet und nichts weiter von der Welt begehrt als den Glücksschimmer in ihren Augen.

Nun aber forderte sein Verstand die Führerrolle. Er schwärmte und träumte nicht mehr. Er überlegte, daß ein vollständig freies, unabhängiges Leben in Glanz und Fülle doch auch seine Reize habe. In jedem modernen Menschen steckt ein Realist; keiner vermag sich ganz den Lockungen zu verschließen, die der Reichtum bietet.

Vor seinen Augen tauchen die prächtigen Häuser auf, die bequemen, geschmackvollen Wohnungen, die in den großen Städten gebaut und eingerichtet werden. Er denkt an die Luxuszüge, in denen die Glückskinder der Erde durch die Welt dahinfahren, an all die Schönheit, all den Genuß, all das reiche, vielseitige Leben, das mit Gold zu gewinnen ist, und es liegt etwas Berauschendes in diesen Vorstellungen, als wüchsen ihm plötzlich Flügel, als ginge es aus dem mühevollen Alltagsgeleise hinauf zu sonnigeren Höhen. Ein freigebiges, gastfreundliches Heim, in dem junge Künstler und Dichter Anregung und Förderung finden, ein abwechslungsreiches Leben im großen Stil an der Seite einer anregenden hübschen Frau — wäre das nicht auch Glück? Ein Glück, um das Hunderttausende ihn beneiden würden? Und wenn auch sein Herz kühler blieb, wenn auch manche weiche, sehnsüchtige Empfindung auf immer erstickt werden mußte, sparte er sich nicht die Enttäuschung, die jeder allzu hoch

gespannten Leidenschaft folgen muß? Sonja würde niemals der vollen, rückhaltlosen Hingebung fähig sein wie das blonde deutsche Mädchen mit den warmen treuen Augen. Aber sie wäre ein lustiger Kamerad, der auch nicht allzu viel Gefühl forderte, und mit dem man sich gewiß niemals langweilte.

An diesem Tage schickte er keine Karte an Friederike. Er schämte sich ein wenig, als er an dem Laden mit den Ansichtspostkarten vorüberkam, daß er sich in wenigen Wochen so verändert hatte.

Dagegen schrieb er am nächsten Morgen bei trübseligem Regenwetter einen ausführlichen Brief an seinen Vater. Dieser wunderte sich jedenfalls, daß Hans seine Wanderpläne aufgegeben hatte und nun in Berchtesgaden festsaß, während er doch vorgehabt hatte, sich nur in den entlegensten Bergdörfern herumzutreiben. So mußte Hans wohl andeuten, daß er hier liebenswürdige Gesellschaft gefunden habe und auf einer hübschen Villa ein gern gesehener Gast sei.

Für alle Fälle war es doch notwendig, den Vater vorzubereiten, der ihn noch beim Abschied vor dem Verlieben gewarnt hatte. — —

Am Nachmittage war an dem Theetisch in der „Villa Alpenveilchen" eine größere Gesellschaft versammelt: Landsleute, die Frau Brönwold aufsuchten, ein paar Berliner Familien, die mit ihr bekannt geworden waren, und eine sehr gesprächige Dame aus München, die Doktor Fetzer versicherte, sie kenne ihn, sie habe im Winter öfters von ihm sprechen hören.

Als er sich eine Weile eingehend mit Sonja unterhielt, drohte sie ihm lachend mit dem Finger. „Warten Sie, Sie Schmetterling, ich verklage Sie!"

Sonja war verstimmt über den Regen, der sie im Zimmer festhielt, und suchte sich zu zerstreuen, indem sie

Stolzenbergs Eifersucht durch ihr vertrauliches Geflüster mit Hans hervorrief. Dieser erschrak einmal geradezu, als er den Augen der Gesellschafterin begegnete, mit einer solchen Bestürzung, einer solchen Herzensangst waren sie auf ihn gerichtet.

Am nächsten Tage begegnete ihm Frau Schmidt im Garten, als er sich zur Nachmittagsstunde einfand. Sie sprach ihn diesmal zuerst an.

„Warum haben Sie heute keine Bergtour unternommen, Herr Doktor?“ sagte sie. „Es ist doch so wunderbar schön. Wenn ich so jung und frei wäre wie Sie, ich würde nicht immer im Thal sitzen bleiben.“

Er sah die seltsame Frau verwundert an. Warum riet sie ihm so dringlich zu einer Bergpartie? Wollte sie ihn fort haben?

Sie schien es sich jedenfalls vorgenommen zu haben, jedes Zwiegespräch, das er mit Sonja hatte, zu stören. Es war, als lauere sie beständig an einem Fenster, um in dem Moment, da er sich zufällig ein paar Minuten allein mit dem jungen Mädchen unterhielt, unter irgend einem Vorwand neben ihnen aufzutauchen. Sie ließ sich weder von den zornig funkelnden Augen, noch von der beleidigenden Anrede Sonjas: „Was wollen Sie denn schon wieder?“ abschrecken. Bleich und ernst ertrug sie die demütigende Rolle einer Lästigen und Zudringlichen und schaute stumm auf Hans. Aber in diesem Blick lag etwas so Flehendes, eine so rätselhafte Trauer, daß jedesmal seine Stimmung ernst und nachdenklich wurde.

„Wenn Frau Schmidt nicht graue Haare hätte, man müßte wahrhaftig glauben, sie sei in Sie verliebt!“ höhnte das junge Mädchen.

Auch der Graf beobachtete die beiden mit ärgerlichem Mißtrauen, kam jeden Tag früher auf die Villa, um ja

der erste zu sein, und wäre nicht gewankt und gewichen, ehe sich Doktor Fetzer empfahl. Unter dieser doppelten Bewachung hatte es für das übermütige Fräulein den süßen Reiz des Verbotenen und Erschwerten, wenn sie einmal allein mit Hans plaudern konnte, und es machte ihr Spaß, ihm hinter dem Rücken des Grafen mit einem mutwilligen Blick zuzuflüstern, wohin sie am nächsten Vormittag spazieren gehen wollte, wo er ihr „zufällig" begegnen könnte.

Hans hätte sehr unhöflich sein müssen, wenn er nach dieser Aufforderung nicht gekommen wäre. Aber gerade diese Heimlichkeit, dieses Versteckenspielen gab ihren bisherigen kameradschaftlichen Beziehungen zu einander einen viel vertraulicheren Anstrich und drängte ihn zu einer Entscheidung hin.

Manchmal des Nachts erwachte er mit einem ganz schmerzlichen Gefühl aus einem süßen Traum, den er nicht mehr zurückzurufen, nicht mehr in klaren Umrissen zu erkennen vermochte. Es war ihm nur, als hätte er ein fernes, entschwundenes Glück empfunden, und als sehnte er sich nach diesem Traumbild, das sich nicht mehr fassen ließ. Aber vor Sonjas bestrickendem Lachen schwanden solche Stimmungen, und er sah die Welt nur in rosigem Sonnenlicht, solange ihre Augen ihn anfunkelten.

Einmal war er früh aufgewacht, und da er die Berge in so herrlichem Glanze leuchten sah, entschloß er sich rasch zu einer kleinen Wanderung. Es war ihm, als müsse er einmal in tiefer Einsamkeit um Klarheit ringen, als sollte er im Schweigen des Hochlandes eine Lösung finden für seine widerstreitenden Gefühle.

Er stieg auf den Göllstein und kam erst in später Abendstunde zurück. Als er an dem Gasthof vorüberkam, in dem Stolzenberg wohnte, sah er diesen im Reiseanzug vor dem Hause stehen und hörte, wie er den Befehl gab,

seinen Koffer zur Bahn zu bringen. Mit finsterem Gesicht erwiderte der Graf seinen Gruß.

„Sie wollen fort?“ frug Hans ihn verwundert.

„Ja, allerdings. Ein Brief von Hause — ich bin sehr in Eile. Entschuldigen Sie mich. Adieu!“

„Angenehme Reise, Herr Graf!“

Die Enttäuschung stand dem jungen Mann zu deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Er hatte wohl diesen Nachmittag, an dem Hans ihm nicht im Wege war, zu einem Antrag benutzt, und nun zog er mit einem neuen Korbe ab. Hans lächelte etwas schadenfroh. Aber je mehr er sich die Sache überlegte, desto klarer wurde es ihm, daß diese Abreise auch für ihn den endgültigen Entschluß beschleunigen mußte, zu dem er trotz der Einsamkeit und Stille dieses letzten Tages noch nicht gelangt war. Er würde nun viel mehr allein sein mit Sonja als bisher. Wie sie jetzt miteinander standen, gab es nur ein Entweder — oder, einen raschen Abschied oder ein bindendes Wort! Er hatte wenige Tage in Berchtesgaden bleiben wollen, und aus den Tagen waren Wochen geworden. Sonja zeigte ihm offen ihre Bevorzugung, sie hatte nun ihren warmen Verehrer abziehen lassen, sie erwartete sicher seine Erklärung.

Als er seine Wohnung erreichte, fand er zwei Briefe vor. In dem einen schrieb ihm das junge Mädchen mit ihren energischen raschen Zügen:

„Morgen ist große Bergbeleuchtung und Feuerwerk zu Ehren des anwesenden Regenten. Wollen Sie mich abends abholen? Nachmittags sind wir leider zu einer langweiligen Gartengesellschaft eingeladen. Es war übrigens gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie so hinterrücks Ihre Bergtour unternahmen. Ich habe neidvoll zu dem Göllstein emporgeschaut. Viele Grüße!“

Die zweite Schrift war ihm völlig fremd; ein wenig

zitterige Buchstaben, wie von einer müden Hand. Das Schreiben lautete:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Die Münchener Dame, die vor kurzem Frau Brönwold besucht hatte, war heute wieder da und erzählte, man habe im Sommer ganz bestimmt Ihre Verlobung mit einer sehr hübschen blonden Münchnerin erwartet. Sie nannte auch den Namen. Die junge Dame habe Sie jedenfalls sehr lieb gehabt. Fräulein Sonja lachte spöttisch und schadenfroh auf. Aber mich erfaßte ein großes Mitleid mit jenem fremden Mädchen und mit Ihnen. Fräulein Sonja Brönwold ist sehr reich. Aber erinnern Sie sich an das Märchen von Andersen von der Schneekönigin: „Sie küßte ihn, und das war kälter wie Eis; es ging ihm gerade hinein bis ins Herz und das ward ein Eisklumpen in ihrer Nähe." Verzeihen Sie diese Mahnung Ihrer ergebenen

E. Schmidt."

Während er die Worte überflog, hatte er die seltsame Empfindung, als höre er wieder die verschleierte Stimme, die im Traum zu ihm redete, als hätte er diese traurige Mahnung, die da auf dem Blatte stand, selbst schon einmal gedacht, wenn er ganz tief hinablauschte in sein Herz.

Aber gleich darauf stieg ihm eine unmutige Röte in das Gesicht. Was hatte diese fremde Frau für ein Recht, sich in seine Angelegenheiten einzumischen? Er war freundlicher zu ihr gewesen als die anderen. Deshalb bedurfte er doch ihres Rates, ihrer Warnung nicht! Wie kam sie dazu, für ihn ein wärmeres Interesse an den Tag zu legen als für die Tochter des Hauses, in dem sie ihren Unterhalt fand? Nein, es sprach nicht für ihren Charakter, wenn sie gegen Sonja feindselig auftrat. Das junge Mädchen mochte wohl guten Grund haben, der stillen Hausgenossin zu mißtrauen.

Er verbohrte sich immer mehr in eine zornige Empörung gegen diese ungebetene Warnerin und ordnete die Alpenblumen, die er mitgebracht hatte, zu einem schönen Strauß, den er als Morgengruß in die Villa tragen ließ. Sogar ein paar Verse waren ihm mühelos in die Feder geglitten, die zwar keine direkte Liebeserklärung enthielten, aber Sonja doch in ihrer Ueberzeugung bestärken mußten: ein Verehrer sei zurückgeblieben, wenn auch der Graf sich empfohlen habe. —

Als er des Mittags nach einem erfrischenden Bade im Aschauer Weiher auf sein Gasthaus zuschritt, stand er plötzlich still, starr vor Verwunderung. Diese Gestalt, die da auf der Bank vor dem Hause saß — täuschten ihn nicht seine Augen — war sein Vater.

„Grüß Gott, Vater, das ist aber eine hübsche Ueberraschung!“ rief Hans, auf ihn zueilend. „Du hast es bei dem prächtigen Wetter doch nicht mehr ausgehalten in der Stadt, nicht wahr?“

„Na, na! Ausgehalten hätte ich's schon,“ brummte der Justizrat. „Ich habe hier zu thun.“

„Das trifft sich ja famos. Hast du schon ein Zimmer? Warum schriebst du nicht? Ich würde dich doch an der Bahn abgeholt haben.“

„Ist nicht nötig. Ein Unterkommen habe ich. Wir können gleich zum Essen gehen, du wirst hungrig sein.“

Hans sprach so ziemlich allein während der Mahlzeit. Er erzählte von seiner gestrigen Wanderung, von seinen Erlebnissen auf dem Untersberg; von der Villa Alpenveilchen sagte er nicht eben viel.

„Also in Geschäften hast du hier zu thun?“ frug er dann. „Geben die Leute auch im Sommer keine Ruhe mit ihrem Streiten und Prozessieren?“

Der Justizrat schmunzelte ein wenig. „Um einen Prozeß handelt es sich diesmal nicht. Aber ich fürchte,

um eine Verlobung. Ja, ja, Hans, ich habe so was dergleichen aus deinem Brief herausgelesen, und da dachte ich: Ich muß doch mal nachsehen, ob der große Junge keine Dummheiten macht. In meiner Praxis habe ich mich allerdings mehr um Ehen zu kümmern, die auseinander gehen wollen. Aber für meinen eigenen Sohn möchte ich doch die näheren Umstände kennen lernen, ehe die Heirat zusammenkommt."

Hans lachte etwas verlegen. „So weit ist es noch nicht, Vater," sagte er ausweichend. „Ich habe allerdings auf dem Untersberg eine sehr reizende junge Dame kennen gelernt, die ich auch hier wieder traf. Ihr Vater ist Konsul in Konstantinopel, und sie hat neben vielen anderen liebenswürdigen Vorzügen die angenehme Eigenschaft, sehr reich zu sein."

Der Justizrat zog die Brauen in die Höhe und schaute seinen Sohn prüfend an. „So, so! Ich habe gar nicht gewußt, daß du so praktisch bist. Uebrigens hat der Reichtum etwas für sich. Wenn das Heiraten eine Dummheit war, was ja recht häufig vorkommt, dann trägt sich's in guten Verhältnissen leichter, und bei einer reichen Frau weiß man wenigstens, daß es ihr nicht bloß um eine Versorgung zu thun ist."

„Du denkst gar so mißtrauisch und bitter über diese Dinge, Vater," entfuhr es Hans unwillkürlich.

„Ja, ja, mein Sohn, man macht seine Erfahrungen."

„Besonders wenn man immer mit Ehescheidungen zu thun hat," beeilte sich Hans hinzuzufügen, um die persönliche Wendung abzuschneiden, die das Gespräch genommen hatte. „Ich bin dir übrigens dankbar für einen Rat in dieser Angelegenheit; ich will gar keine blinde Uebereilung. Vielleicht machst du morgen mit mir auf der Villa Alpenveilchen Besuch?"

„Morgen? Warum nicht gleich heute?" frug der

Justizrat ungeduldig. „Ich möchte nicht zu viel Zeit verlieren.“

„Aber Vater, deine Akten laufen dir nicht weg! Ich lasse dich nicht gleich wieder fort. Uebrigens sind die Damen heute eingeladen. Ich soll allerdings das Fräulein abends abholen, um mit ihr das Feuerwerk vor dem Schloß und die Bergbeleuchtung anzusehen. Die Mutter geht fast gar nicht aus.“

„Gut. Ich werde mir bei diesem Abendspaziergang deine Millionärin betrachten. Die Mutter interessiert mich weniger. Man übertreibt den Einfluß der Vererbung. Die prächtigste Frau kann eine ungeratene Tochter haben und umgekehrt.“ —

Die Zeit ward Hans lang bis zum Abend. Bei diesem ungestörten Zusammensein mit seinem Vater in der ländlichen Umgebung, in der der Beruf keinerlei Anknüpfungspunkte bot, fühlte er so recht, wie fremd sie sich eigentlich doch innerlich waren.

Sonja war pünktlich bereit, als er zum Abholen kam. Sie begrüßte ihn mit ihrer einnehmenden Heiterkeit und sah so reizend aus in ihrem enganschließenden rehfarbenen Kleide und dem weißen Matrosenhut auf dem dunklen Kopf, daß er sich im stillen sagte, sein Vater müßte sein Wohlgefallen an diesem lebhaften, schlanken, klugen Persönchen doch recht begreiflich finden.

Scharen von Sommerfrischlern spazierten in der abendlichen Kühle in den Anlagen auf und ab. In der Marktstraße selbst schwirrte es ordentlich von Menschen in buntem Durcheinander.

Sonja hatte den Vorschlag gemacht, von der Höhe herab die Beleuchtung zu betrachten, und der Justizrat, den sie im Schloßhofe trafen, war vollständig einverstanden. So stiegen sie zu dreien einen einsamen Waldpfad empor, der zu einem Aussichtspunkte führte. Mit ihrer

frischen Natürlichkeit war Sonja dem Justizrat entgegengekommen, ohne sich im geringsten von seinem strengen Gesicht einschüchtern zu lassen. Sie hatte kaum Zeit, mit Hans nur ein paar Worte zu plaudern, so vollständig widmete sie ihre Aufmerksamkeit dem Justizrat. Hans hatte seinen Vater noch kaum so gesprächig gesehen. Er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, in einer heiteren Unterhaltung die junge Dame auszuhorchen und seine Charakterstudien an ihr zu machen, ohne daß sie es bemerkte. Manchmal schaute er sie von der Seite so scharf und prüfend an, als habe er ein Bündel Akten vor sich, aus dem er Klarheit gewinnen wollte.

Es war schön und still auf dem Platze, den Sonja ausgesucht hatte. Noch lagen die Berge in tiefem Schatten, nur unten im Bahnhofgebäude, in den am Fluß gelegenen Häusern sah man die beleuchteten Fenster glänzen. Und an dem klaren Himmel funkelten hell die Sterne. Er wußte nicht, wie es kam, er mußte unwillkürlich an jene wunderbare Sternennacht denken, in der er mit Friederike Arm in Arm durch den einsamen Münchener Hofgarten gewandelt war, und die Erinnerung that ihm weh.

Dann aber flammten fast mit einem Schlage ringsum auf den gewaltigen Gipfeln die Feuer auf. Vor dem Schlosse prasselten die Raketen in die Höhe. Hans stand neben Sonja. Er konnte die feinen Umrisse ihrer Gestalt erkennen, er sah die helle Linie ihres Profils, und das Bild Friederikens versank. Eben wollte er in dem Halbdunkel nach Sonjas herabhängender Hand fassen, als er Schritte hinter sich hörte. Unwillkürlich trat er zurück. Eine in einen langen Mantel gehüllte Frau, die ein dunkles Tuch über dem Kopf trug, hatte sich ihnen genähert. Die fremde verhüllte Erscheinung hatte fast etwas Unheimliches in der im Schatten liegenden Umgebung. Alle hatten sich umgewendet und blickten sie forschend an.

„Gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen einen Shawl gebracht. Ich dachte, es würde kühl werden," sagte die leise, müde Stimme der Gesellschafterin, in der immer eine verhaltene Erregung zitterte.

Sonja stampfte mit dem Fuße auf. „Höchst überflüssig, Frau Schmidt!" versetzte sie gereizt. „Ich habe doch meine Jacke."

Hans grüßte und stellte dann seinen Vater vor. Frau Schmidt schien zu schwanken, so daß Hans unwillkürlich den Arm ausstreckte: „Geben Sie acht, der Weg ist hier schmal! Es geht dann gleich abwärts."

Sie klammerte sich, wie nach einer Stütze suchend, an die Tanne hinter ihnen, und Hans hörte ein paar schwere Atemzüge.

Der Justizrat hatte an den Hut gegriffen. Dann kümmerte er sich nicht weiter um die Fremde, deren Züge in der Dunkelheit nicht zu erkennen waren. Aber mit einemmal wurde die Anhöhe von einem grellen bengalischen Lichte überflutet, und in dieser Helligkeit sah der Justizrat, daß ein Paar große, todestraurige Augen starr auf ihn gerichtet waren. Wie gebannt schaute er in das blasse Frauengesicht, das in dem grünen Glanze etwas ganz Unirdisches, Leichenhaftes hatte.

Sonja sah nach den Bergen hinüber und zählte die Feuer, die mit rotem Licht zu dem glitzernden Sternenhimmel emporloderten. Aber Hans bemerkte den entsetzten, bestürzten Blick seines Vaters, er sah, wie die nüchternen, strengen Züge von einer leidenschaftlichen Unruhe durchwühlt wurden, wie er abwehrend die Hand ausstreckte.

Ein tiefer, schwerer Seufzer schlug an sein Ohr.

Dann erlosch das Licht. Als er sich umwendete, war der Platz an der Tanne leer. Frau Schmidt hatte ihn mit ihren leisen Schritten verlassen.

Der Justizrat schaute noch immer in das Dunkel,

starr, regungslos, wie entgeistert. Aber als sein Sohn sich ihm näherte, fühlte er, wie seine Gestalt zitterte.

„Diese Frau — wo kam sie her? Wer ist sie?“ stieß er hervor.

„Es ist die Gesellschafterin der Frau Brönwold.“

„Diese aufdringliche, lästige Person!“ zankte Sonja. „Das war doch wieder nur eine Komödie mit dem Shawl. Als ob ihr etwas daran läge, ob ich mich erkälte! Ich habe es wirklich satt, wie sie mir nachschleicht.“

Hans gab keine Antwort. Ihn beunruhigte sein Vater, der, wie von einer plötzlichen Schwäche befallen, mit dem Stock in dem Dunkel herumtastete und sich dann schwer auf eine Bank niedersinken ließ, die am Wege stand.

Wenige Minuten später sagte er mit rauher Stimme: „Ich werde nach Hause gehen, Hans. Ich bin müde. Gute Nacht! Lassen Sie sich nicht stören, mein Fräulein!“

„Wir begleiten Sie, Herr Justizrat, selbstverständlich. Ich muß gestehen, das Feuerwerk interessiert mich sehr wenig. Ich habe oft Großartigeres gesehen in dieser Richtung. Und die hübschen Bergfeuer leuchten ja überall herunter.“

Der Justizrat öffnete die Lippen nicht mehr. Mit raschen Schritten und tiefgesenktem Haupt ging er voran. Auch Hans mußte sich zwingen, um ein Gespräch fortzusetzen und die junge Begleiterin zu unterhalten. Unablässig dachte er: Warum hat diese Begegnung meinen Vater so erschüttert? Wer ist diese Frau?

Als sie vor dem Gasthofe standen, verabschiedete sich der Justizrat mit einer fast unhöflichen Hast.

„Ich bringe das gnädige Fräulein nach Hause, Vater. Dann komme ich gleich zurück,“ sagte Hans.

„Nein — nein! Du brauchst nicht zurückzukommen. Ich gehe in mein Zimmer, ich will nur Ruhe haben. Gute Nacht!“

Die beiden hatten noch eine Strecke zu gehen bis zu der hochgelegenen Villa. Sonja wunderte sich, daß Hans ihr nicht seinen Arm anbot, daß er so wortkarg und zerstreut neben ihr her schritt.

Ihm war so mancher Tag aus seinen Kinderjahren wieder ins Gedächtnis zurückgekehrt, an dem der Vater mit finsterem Gesicht, mit fest aufeinander gedrückten Lippen herumging und kein Wort sprach. Er fühlte ordentlich wieder, wie dieses düstere Schweigen ihn geängstigt, gequält hatte.

„Ihr Vater ist heute abend viel amüsanter gewesen als Sie!" rief Sonja plötzlich mit einem kurzen Auflachen, aber in einem ärgerlichen Tone. „Ich habe mich sehr gut mit ihm unterhalten, ehe er müde wurde. Aber Sie scheinen ja allen Ihren Humor auf dem Göllstein zurückgelassen zu haben!"

„Verzeihen Sie mir. Ich weiß, daß ich ein recht langweiliger Gesellschafter bin. Es ging mir eben so vieles durch den Kopf."

„Ja, ja, ich habe allerlei über Sie gehört. Erinnerungen an das schöne Mädchen, nicht wahr, das Sie so lieb hatte und mit dem alle Welt Sie verloben wollte? Gestehen Sie es nur, Sie schlechter Mensch, daß Sie an Ihre ferne Braut gedacht haben!"

„Sie wissen sehr wohl, daß ich keine Braut habe, daß ich nicht so viel, nicht so vertraulich mit Ihnen hätte verkehren dürfen, wenn ich mich an ein anderes Mädchen gebunden fühlen müßte," erwiderte Hans.

Sie war ein paar Schritte voraus, und da der Weg anstieg, stand sie in gleicher Höhe mit ihm, so daß ihr Gesicht nun dicht vor dem seinen war, als sie sich umwendete.

„O, man weiß das nie bei euch Männern," sagte sie neckend; aber es war doch wieder ein Lachen in ihrer

Stimme, und er sah das Blitzen und Funkeln ihrer Augen. So nah, so verführerisch nah war ihm ihr Gesicht in der glitzernden Sternennacht, während sie ein paar Sekunden lang so standen wie festgebannt von dem Reiz des Augenblicks.

Da raschelte plötzlich ein Kleid in ihrer Nähe. Von einer Bank erhob sich wieder die dunkle Gestalt in dem langen Mantel. Frau Schmidt mochte wohl auf sie gewartet haben. Sie wußte, daß der Weg sie hier vorbeiführte.

„Das ist doch unerhört!“ schrie Sonja auf. „Diese ewige Spioniererei! Warum sitzen Sie hier im Dunkeln, statt nach Hause zu gehen?“

„Mir wurde plötzlich so elend, ich konnte nicht mehr weiter.“ Die Stimme klang gepreßt und wie von Thränen umflort.

Hans fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Einen Moment lang hatte er vergessen, was ihn beunruhigte. Nun war sie wieder da, diese beklemmende Angst. Sonja lief in ihrem Zorn mit raschen Schritten vorwärts, Frau Schmidt vermochte nicht zu folgen. Mühsam, schwer atmend, wie gebrochen schleppte sie sich weiter.

Er blieb stehen. Es war ihm, als zwinge ihn eine Empfindung, gegen die er nicht ankämpfen konnte, daß er seinen Arm ausstreckte und sagte: „Stützen Sie sich auf mich, ich will Sie führen!“

Ein höhnisches Lachen klang aus dem Dunkel herab, das die leichtfüßige Mädchengestalt schon einhüllte.

„Gute Unterhaltung!“ rief Sonja. „Ich habe keine Lust zu warten.“

Schweigend folgten die beiden. Aus der Nachbarvilla fiel ein Lichtschimmer auf das letzte Stück des Weges. Nun sah Hans, daß das bleiche Gesicht an seiner Seite wie verklärt, mit nassen Augen, aber mit einem dankbaren

Lächeln zu ihm emporblickte. Er meinte nie auf einem Antlitz solch einen Ausdruck demütiger, flehender Liebe gesehen zu haben.

Er führte die Dame weiter durch den Garten bis an das Haus. Sie hielt ihn noch immer fest. Sie zog ihn mit über die Schwelle, bis in das Vorzimmer, als wollte sie erst da drinnen im hellen Licht ihm danken, ihm die Hand zum Abschied reichen.

Eine harte, keifende Stimme drang zu ihnen heraus. War das wirklich Sonja, die so häßlich schrie und zankte?

„Satt habe ich's, gründlich satt!" hörte Hans. „Die Person muß aus dem Hause! Ich will's, hörst du? Ich mag mich nicht beständig ärgern deiner Launen wegen. Als ob es nicht noch eine andere Vorleserin geben könnte! Schließlich reißt mir denn doch die Geduld."

Man hörte dazwischen einen leisen, weinerlichen Einwurf der Mutter.

„Ach, du forderst immer Rücksichten, Mama. Allzu lang habe ich schon nachgegeben. Ich sage dir, sie muß fort, lieber heute als morgen, und dabei bleibt es."

Die Gesellschafterin hatte einen Blick auf Hans geworfen, sie sah, wie entsetzt er diesen schrillen, zornigen Worten lauschte. Der müde, weiche Ausdruck schwand aus ihrem Gesicht. Sie richtete sich auf wie mit einem raschen, energischen Entschluß.

„Warten Sie hier — nur wenige Minuten! Ich bitte Sie," sagte sie dringend und preßte ihre kalten Hände auf die seinen.

Dann trat sie in das Wohnzimmer.

„Frau Schmidt, was ist Ihnen denn eingefallen?" klagte Frau Brönwold übellaunig. Ihre schwachen Vorwürfe aber erstickten vor dem wütenden Aufbrausen der Tochter.

„Das war das letzte, hören Sie, die letzte Zudringlichkeit, die ich mir gefallen lassen mußte! Seit Tagen schleichen Sie mir nach auf Schritt und Tritt. Ich begreife nicht, wie Sie nur die Stirne haben konnten zu diesem unerträglichen Gebaren heute abend.“

Eine ruhige, feste Stimme antwortete ihr. „Ich will nicht, daß Sie den Doktor Fetzer einfangen. Er ist zu gut für Sie.“

„Sie unterstehen sich — da hörst du es, Mama!“

„Ja, ich unterstehe mich. Ich weiß, daß Sie Ihrem letzten Bräutigam, der Ihre Launen nicht mehr ertrug, beim Abschied in Baden-Baden nachgerufen haben: In vier Wochen bin ich mit einem anderen verlobt! — Doktor Fetzer soll nicht jener andere sein.“

„Und Sie — Sie wollen es hindern, Sie freche Person? Als ob ich Sie nicht vorher aus dem Hause jagen würde! Sehen Sie, so — so verfährt man mit unverschämten Dienstboten!“

Hans hörte einen Schlag und im nächsten Moment einen Schrei. Die Gesellschafterin stürzte aus dem Zimmer. Auf ihrer blassen Wange flammte ein roter Fleck, und wie eine Furie eilte Sonja ihr nach, einen Stock in der erhobenen Hand, das Gesicht von Wut verzerrt.

Da sah sie plötzlich, daß Hans ihr gegenüberstand, und prallte zurück.

„Ah, das hat sie in Scene gesetzt, die elende Schleicherin!“ zischte sie und wollte wie eine Rasende auf die Gesellschafterin zustürzen.

Aber Hans riß ihr den Stock aus den Händen und warf ihn ihr empört vor die Füße. „Kommen Sie, Frau Schmidt, wir beide haben in diesem Hause nichts mehr zu suchen,“ sagte er zornbebend.

Damit nahm er den Arm der leise stöhnenden Frau

und führte sie in den dunklen Garten hinaus. Ein inniges Mitleid mit der Armen erfüllte ihn.

„Wie gut Sie zu mir sind!“ stammelte sie. „O, ich trage ja so gerne diesen kleinen Schmerz, ich freue mich, daß sie mich geschlagen hat, weil Ihnen das die Augen öffnete. Ja, ich habe sie gereizt, habe ihr absichtlich die bitteren Worte gesagt; ich wußte ja, wie herzlos, wie grausam sie ist, wie jähzornig. Sie sollten sie kennen lernen. Ich hätte gerne alles ertragen, um Sie zu retten.“

Thränen zitterten in ihrer Stimme, und dann plötzlich alle Fassung verlierend, lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter und schluchzte herzbrechend: „Hans, mein Hans! Du hast so viel Mitleid gehabt mit der fremden alten Frau! O hab' auch Mitleid mit deiner unglücklichen Mutter! Ich bin ja eine schlechte Mutter gewesen. Aber stoß mich nicht zurück, mein Sohn! Nur einmal, ein einziges Mal laß mich da liegen an deinem Herzen und mich ausweinen!“

Er hatte sanft seinen Arm um die Schultern der fassungslosen, in Thränen zerfließenden Frau gelegt. Seine Mutter! — Darum der wilde Schrecken auf dem Gesicht seines Vaters! Er war so erschüttert über diese unerwartete Enthüllung, daß er seine Bewegung kaum zu beherrschen vermochte.

„Wir wollen fort. Hier dürfen wir nicht bleiben, du setzest dich einer neuen Demütigung aus, Mutter,“ flehte er und zog die Weinende fort. Als das eiserne Gitterthor ins Schloß fiel, atmete er erst wieder freier auf. Von seinem Arm gestützt, ging sie willenlos mit ihm weiter durch die Nacht. Er führte sie an die Bank, auf der sie gesessen hatte, als er mit Sonja vorüberkam. Hier war tiefe Einsamkeit. Nur der Sternenhimmel über ihnen und das Rauschen der Ache in dem dunklen Thal zu ihren Füßen.

„Wir gehen beide diesen Weg nicht mehr zurück, nicht wahr, Mutter?“ sagte er, ihre Hand fassend. „Du mußt dein Leben in Zukunft mir anvertrauen.“

Zitternd, bebend hörte sie zum erstenmal den Namen Mutter von seinen Lippen.

„Ach, mein geliebter Sohn!“ rief sie und suchte in dem Dunkel seine Züge zu erkennen. „Ich bin ja so glücklich, daß ich diese Stunde erleben durfte; daß ich nach all dem Elend, das ich ertragen habe, dich bei der Hand halten und dir sagen darf: Verzeih, daß ich dich verlassen konnte; ich habe es bitter gebüßt in langen, langen Jahren des Kummers und der Reue.“

„Ich habe kein Recht, über dich zu richten, Mutter,“ erwiderte er. „Ich muß mich erst zurechtfinden in all dem Traurigen und Ernsten, was diese Nacht für uns beide enthüllte. Aber eines weiß ich: daß dir niemand mehr ein kränkendes, hartes Wort sagen soll; daß es meine Pflicht sein wird, dich fernerhin zu schützen.“

Sie streichelte mit ihren schmalen kühlen Fingern seine Hand. „Ich danke dir, Hans. Ach, mir ist es, als möchte ich am liebsten sterben nach dieser Stunde! — Es war so furchtbar, wie ich plötzlich in dem grellen Licht deinem Vater gegenüberstand. Wie er mich angesehen hat! Und er hat recht, wenn er mich mitleidslos verurteilt.“

„Du sollst dich nicht aufregen, Mutter,“ unterbrach er sie. „Ich möchte, daß du erst ruhig wirst, ehe wir ein Unterkommen für dich suchen.“

„Laß mich nur einmal mein Herz ausschütten, Hans. Wer weiß, ob ich am hellen Tage den Mut dazu hätte; wer weiß, was der nächste Tag bringt! Und du mußt deine Mutter doch kennen und einen Einblick haben in ihr armes, durch eigene Schuld vernichtetes Dasein. Schau, Hans, ich habe sehr brave, aber sehr strenge Eltern gehabt und bin wohl zu streng behütet worden in meiner

Jugend. Kein harmloses Vergnügen, kein Verkehr mit Altersgenossinnen; ein recht freudloses, eintöniges Leben in einer kleinen Stadt. Und dann kam dein Vater und begehrte meine Hand. Er hatte bei einem Prozeß mit meinen Leuten zu thun gehabt. Ich kannte ihn sehr wenig, ich frug mich auch kaum, ob ich ihn lieb hätte. Wenn ein Mensch in einem Gefängnis eingesperrt ist, und ein Befreier öffnet ihm die Thür und sagt: Komm! so geht er eben mit und besinnt sich nicht lange, wer ihn fortführt und wohin er kommen wird. In viel späteren Jahren, als ich klüger und erfahrener geworden war, da sah ich freilich aus so manchen kleinen Zügen, daß dein Vater mich recht lieb gehabt hat. Aber damals in meiner grünen Jugend verstand ich sein Wesen viel zu wenig. Er war so verschlossen, er hatte gar keinen Ausdruck für eine zärtliche Empfindung. Aber vielleicht wäre doch mein Leben in ruhigem Fahrwasser dahingegangen, wie das so mancher anderen Frau, die ein heimliches Sehnen im Herzen herumträgt, das mit den Jahren einschläft, ohne die eine tiefeingreifende Begegnung. Ein Zufall hat mein Verderben verschuldet. Es wurde ein Fest gefeiert in Künstlerkreisen. Man wollte lebende Bilder vorführen. Wir dachten nicht daran, hinzugehen, denn dein Vater hatte keinen Sinn für Geselligkeit. Da kam den Abend vorher eine junge Frau, mit der ich mich befreundet hatte, und die bei dem Fest die Thusnelda darstellen sollte, ganz bestürzt zu mir. Eben habe sie die Nachricht bekommen, daß ihr Schwiegervater gestorben sei, und sie konnte nun an dem Fest nicht teilnehmen. Sie bat mich, für sie einzutreten. Wir waren etwa in einer Größe, sahen uns ähnlich, waren beide blond und stattlich. Ihr Kostüm liege fix und fertig da. Ob ich sie denn nicht ersetzen wollte. Sie wußte meinen Mann so dringend zu bestürmen, daß er seine Einwilligung

gab. Und so lernte ich zum erstenmal einen Kreis von Menschen kennen, die ihr Leben mit vollen Zügen genossen. Man sagte mir zum erstenmal, daß ich hübsch sei. Und der genialste, der gefeiertste unter den jungen Malern sah mich mit warmen, bewundernden Augen an, wie es nie vorher ein Mann gethan."

Sie schwieg einige Minuten lang.

„Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so ist es mir, als wäre das gar nicht ich selber gewesen, als erzählte ich dir von einer ganz Fremden," fuhr sie dann fort. „Wie ein Rausch, wie ein Fieber kam's über mich. Er war kein gewissenloser Verführer, der mir hinter dem Rücken meines Mannes heiße Worte zuraunte. Nein, Heimlichkeiten, schlaue Verstellung gab es nicht für sein leidenschaftliches Herz. Als wir uns gestanden hatten, daß wir uns liebten, sagte er: „Wähle zwischen ihm und mir! Ich verlasse die Stadt, denn ich kann nicht in solcher Nähe mit dir leben, ohne den Verstand zu verlieren. Wenn du fühlst, daß du mir allein gehörst, dann folge mir!" — Du weißt, was dann geschah, Hans. Ich bin fort, ohne Zögern, ohne Besinnen. Ich wurde geschieden. Ich habe den Maler geheiratet, sobald ich frei war. Aber du weißt nicht, daß meine Erinnerungen, über die ich keine Gewalt hatte, viel treuer waren als ich selber. Im Traum war ich immer bei dir, immer in meinem alten Heim. Ich hörte die Kinderstimme; ich hörte das liebe Lachen, ich hörte den Ruf: Mama! Mama! — und ich erschrak, wenn ich erwachte. Nun, da es zu spät war, wußte ich erst, welche Liebe die mächtigere gewesen. Ich wurde blaß und still, ich verblühte rasch in diesem Doppelleben; und der lebenslustige Maler bereute bald, daß er sich in einem kurzen Rausch an die müde, ernste Frau gebunden hatte. Ach, laß mich schweigen von jener traurigen Zeit, in der ich an jedem Tag deut-

licher erkannte, wie ich ihm zur Last war! Und dann nach drei Jahren ist er nach Paris und nicht wiedergekommen.

Unser Zusammensein war zuletzt so quälend, so unerträglich gewesen, daß ich froh war, als das Ende kam. Meine Lage vermochte ich anfänglich kaum zu überdenken. Ich verkaufte einfach, was ich hatte, Stück für Stück, und versank in meine traurigen, reuevollen Gedanken. Aber die Not riß mich bald aus dem trägen Hinbrüten auf. Mein Mann schrieb mir, daß er nichts für mich thun könne. Und dann hörte ich erst wieder von ihm, als die Nachricht von seinem Tode kam. In einem Ballsaale hatte ihn der Schlag getroffen. Es hieß, er hätte in zügelloser Wildheit auf seine Gesundheit losgestürmt.

Ich nahm die erste beste Stelle an, die ich eben mit meinen ganz alltäglichen Kenntnissen ausfüllen konnte. Ich war bald Erzieherin, bald Stütze der Hausfrau, bald Gesellschafterin. Ich habe das Schwerste erst lernen müssen: mich zu fügen und das Los der Untergebenen zu tragen. O, du weißt nicht, Hans, was das heißen will! Aber wenn es mir so recht schlecht ging, wenn die stolzen Damen mir keine Erniedrigung ersparten, dann klang's in mir wie eine rächende Stimme: „Beuge dich nur in den Staub! Du warst eine schlechte Mutter. Die Strafe ist gerecht."

Und allmählich habe ich mich so in der Geduld geübt, daß ich nach ein paar Dutzend Gesellschafterinnen, die einander bei Frau Brönwold Platz gemacht, die erste war, die jahrelang ausharrte, die nicht murrte, wenn sie des Nachts stundenlang vorlesen mußte, die mit gleicher Ruhe den stillen weinerlichen Egoismus der Mutter und den ausgelassenen herrischen der Tochter ertrug. Ich glaube, ich bin wirklich fast stumpfsinnig gewesen. Aber als du vor mir standest, als ich deinen Namen hörte, Hans, da

wurde ich mit einemmal wach. Für mich selber hatte ich alles ertragen gelernt, doch der Gedanke, daß mein Sohn sich von diesem herzlosen, bösartigen Geschöpf blenden lassen könnte, das so unwiderstehlich lachen und plaudern kann, ließ mir bei Tag und bei Nacht keine Ruhe mehr. Wie ein Trunkener bist du mir vorgekommen, der an einem Abgrund hintaumelt, und ich fühlte, daß ich dich zurückhalten müsse, daß mein Leben wieder einen Zweck hatte, daß ich nicht am Abend vor dem Einschlafen denken durfte wie sonst: Wenn ich nur nicht mehr erwachen würde! Aber ich fürchtete mich vor dem Moment, in dem du erfahren solltest, wer ich bin. Ich hatte so namenlose Angst vor einem harten, verdammenden Wort von dir. Ach, Hans, du weißt nicht, wie sehr dir deine arme Mutter aus erlöstem Herzen dafür dankt, daß du nur Güte und Mitleid für sie hattest!"

„Ich werde nie vergessen, daß du meine Mutter bist und meine Erretterin aus einer drohenden Gefahr," sagte er ergriffen.

Es blieb eine Weile still zwischen ihnen.

Dann legte sie ihre Hand auf seine Schulter und frug zögernd: „Sag mir eines, Hans! Man hat von einem Mädchen erzählt, das dich lieb gehabt — sag mir, ob sie ihr glich? War Friederike Oehling auch eine sogenannte gute Partie? Ich habe in so viele Ehen hineingeblickt, in so viele traurige Ehen, bei denen auch nicht das Herz den Ausschlag gegeben hat, sondern das Geld."

„Du hast ganz recht mit deinem Vorwurf, Mutter. Ich verdiene ihn. Ich hätte mich wohl von Sonjas Wesen nicht so rasch bestricken lassen, wenn ich nicht von ihrem Reichtum geblendet gewesen wäre. Glaub mir, Mutter, es beschämt mich tief, daß ich einer solchen Regung fähig war. Was mich zu jenem warmherzigen blonden Mädchen hinzog, das ist eine echte Neigung gewesen. Sag nicht,

daß sie mich geliebt hat! Der Gedanke ist zu bedrückend. Es ist traurig genug, daß ich sie um eines so kläglichen Irrtums willen verloren habe; daß unser Herzensschicksal von einem Zufall abhängt, von der Stimmung eines Augenblicks."

Es war ihm befreiend, daß er über diese verworrenen Gefühle sprechen konnte. In dieser kurzen Stunde lernte er verstehen, mit welch rückhaltlosem Vertrauen er der Mutter, der Frau, sein Herz hätte erschließen können.

Unten im Thal erloschen allmählich die Lichter, und er sagte aufspringend: „Komm, wir müssen eilen. Es ist die höchste Zeit."

In dem Gasthofe brannte zu der späten Stunde noch Licht. Ein Zimmer im zweiten Stock stand frei. Hans begleitete seine Mutter bis an die Thür. Während das Stubenmädchen die Lampe anzündete, standen sie in dem stillen, einsamen Flur. Er sah nun erst, wie bleich sie war, wie ihre dunkel umschatteten Augen ihn mit liebevoller Trauer anblickten, als gelte es einen langen Abschied. Auf der blassen Wange war noch immer die Spur der erlittenen Mißhandlung sichtbar. Es rührte ihn so tief, dieses brennende Mal. Sie hatte sich dem Zorn Sonjas ausgesetzt um seinetwillen!

„Gute Nacht!" sagte er liebevoll. „Morgen bin ich wieder bei dir, und wir überlegen die Zukunft. Es soll dir nun wieder gut gehen, Mutter."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie seine Hand an die Lippen ziehen. Aber er wehrte beschämt ab und beugte seinen Kopf zu ihr herab. Sie küßte ihn und strich langsam über sein Haar.

„Leb wohl, mein Hans. Ich bin ja ganz glücklich, weil ich dir sagen durfte, daß ich dich lieb habe."

Der Vater saß ihm beim Frühstück mit strengem Gesicht gegenüber in dem finsteren, hartnäckigen Schweigen, das der Schrecken seiner Kinderjahre gewesen war. Dann nahm er Hut und Stock und wollte gehen.

„Vater!" sagte Hans, dem die Unterredung, die nun kommen mußte, schwer auf dem Herzen lag, in erregtem Tone.

„Ja so! Du möchtest wissen, was ich von dem jungen Mädchen halte, um das du werben willst," stieß der Justizrat hervor. „Hübsch, klug, aber wenig Herz und Gemüt. Das sind die gefährlichsten Frauen. Du mußt darauf gefaßt sein, daß sie die Stärkere sein wird in dem Kampf, den man Ehe nennt."

„Ich denke nicht daran, um sie zu werben," rief Hans. „Ich kenne sie jetzt. Mir graut vor ihr. Wie eine Furie hat sie getobt und sie sogar geschlagen."

„Wen? Wen hat sie geschlagen?"

Einen Moment blieb es ganz still. Atemlos sahen sich die beiden Männer in die Augen.

Dann senkte Hans den Blick und sagte mit gepreßter Stimme: „Meine Mutter!"

Der Justizrat klammerte sich mit der Hand an den Tisch. Sein Gesicht sah in dem hellen Licht, das auf ihn fiel, so vergrämt aus, als sei während der ganzen Nacht kein Schlaf über seine Augen gekommen.

„Also doch!" stöhnte er auf. „Sie war es wirklich! Keine Aehnlichkeit, die mich täuschte! Das hat die Zeit aus ihr gemacht!"

Er hatte die letzten Worte fast tonlos vor sich hin gemurmelt.

„Sie hat ein sehr schweres Geschick gehabt, Vater, und ich will nicht, daß meine Mutter länger bei fremden Leuten herumgestoßen wird. Ich bin fest entschlossen, für sie zu sorgen. Ich werde heute mit ihr beraten, wo sie

in Zukunft am liebsten leben möchte. Dann suche ich ihr eine behagliche Pension."

Man konnte dem Tone anhören, daß Hans auf Widerstand gefaßt war, daß er sich zu einem Kampf mit dem Vater wappnete.

Aber es ward ihm nur ein rasch hervorgestoßener kurzer Satz zur Antwort: „Thu, was du für deine Pflicht hältst!"

Eine Weile stand der Justizrat noch unbeweglich, den Blick so eindringlich auf die Wolken draußen gerichtet, als kümmere ihn nichts als das über dem Watzmann aufsteigende Gewitter.

Dann aber packte er mit einer fast ängstlichen Hast seinen Stock und seinen Hut und brummte: „Ich kann ja nun abreisen mit dem nächsten Zug. Wenn dir selber die Augen aufgegangen sind, dann habe ich hier nichts mehr zu schaffen." Er hatte schon die Thürklinke in der Hand, als er sich noch einmal umwendete und wie zögernd hervorstieß: „In einer Stadt mit mir soll sie nicht leben, nicht wahr, Hans? Thu, was du willst, aber — aber ich will sie nicht mehr sehen!"

Es klang viel mehr traurig als zornig, und Hans mußte diese Forderung des Vaters berechtigt finden. Aber er fürchtete sich doch vor dem Moment, in dem er der einsamen Frau sagen mußte: „Ueberall darfst du leben, nur nicht in meiner Nähe!" — Wen hatte sie in der Welt als den Sohn?

Der Morgen war schwül, und es lag eine schwere Stimmung in der Luft. Hans fühlte, daß ihn diese Nacht innerlich gereift hatte. Der Gedanke, daß er von nun an der Beschützer seiner Mutter sein würde, daß er heilige Pflichten übernommen, machte ihn ernst.

Er erschrak, als ihm das Zimmermädchen auf seine Frage nach Frau Schmidt erwiderte: „Die Dame auf

Nummer siebzehn, die spät abends kam? Die ist schon mit dem Frühzug abgereist."

„Aber wie ist das möglich? Sie hatte kein Gepäck —"

„Der Hausknecht ist auf der Villa Alpenveilchen gewesen und hat allerlei holen müssen. Ich glaub', er hat einen Koffer an die Bahn gefahren," erklärte das Zimmermädchen. „Und ein Brief hat im Zimmer gelegen an Herrn Doktor Fetzer."

„Das bin ich selbst. Geben Sie mir den Brief!" rief Hans in solcher Erregung, daß das Zimmermädchen ganz verblüfft war.

Neugierig schaute sie ihm nach, als er, nachdem er den Brief empfangen hatte, eilig davonging.

„Mein lieber Sohn," schrieb ihm die Mutter, „ich habe gestern von Dir Abschied genommen. Was aus mir werden soll, das war mir noch nicht klar, das eine aber weiß ich, daß ich nicht bei Dir bleiben kann. Als Du mich brauchtest, habe ich Dich verlassen; nun muß ich auch den Mut haben, von Dir zu gehen, da ich eine Last für Dich wäre. Diese plötzlich wiederauftauchende Mutter würde nur den Anlaß geben zu peinlichen Fragen, zu allerlei Gerede. Und ich will Dich auch nicht in Zwiespalt mit Deinem Vater bringen. Ihm habe ich genug Schlimmes angethan.

Ich bin nicht mittellos, also sorge Dich nicht um mich und suche auch nicht nach mir. Ich habe heute nacht meinen Entschluß gefaßt. Sobald ich mein Ziel erreicht, wirst Du von mir hören. Nur danken will ich Dir noch einmal für die schöne Stunde, die ich Hand in Hand mit Dir verleben durfte, und Deine geliebten Augen grüßen, viel tausendmal!"

Wo war sie hin? Welches „Ziel" wollte sie erreichen?

Hans erfaßte eine unbestimmte Angst. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Vielleicht konnte er in

München ihre Spur wiederfinden. Er lief in seine Wohnung, packte seinen Koffer und erreichte gerade noch die Bahn, ehe der Vormittagszug abging.

Sein Vater saß schon in einem Wagen und schaute verwundert auf den hastig einsteigenden Sohn. Statt aller weiteren Erklärung reichte ihm Hans den Brief seiner Mutter. Der Justizrat wehrte ihn mit einem Stirnrunzeln ab, dann streckte er doch die Hand nach dem Blatte aus und warf einen Blick auf die Schriftzüge. Sein trockenes, faltiges Gesicht blieb unbeweglich, aber in seinem Ton zitterte es, als er nach einer Weile sagte: „Ja, ja, das Leben ist eine harte Schule!"

Trotz aller Bemühungen vermochte Hans nicht herauszubringen, wohin seine Mutter sich gewendet. Niemand kannte sie mehr in der Stadt, in der sie einst gelebt hatte. In keinem Gasthofe konnte man sich auf eine Reisende besinnen, auf die die Beschreibung gepaßt hätte. Ein paar Wochen lang harrte Hans umsonst auf die Nachricht, die sie ihm versprochen hatte.

Eines Morgens, als sein Vater schon zu einer Verhandlung im Justizpalaste weggegangen war, wurde er an das Telephon gerufen. Gleich darauf räumte er in Bestürzung seine Akten zusammen, warf ein paar Zeilen an seinen Vater auf ein Blatt Papier und fuhr in Eile nach der Bahn.

Es war noch früher Nachmittag, als er den freundlichen, zwischen grünen Vorbergen liegenden Tegernsee erreichte. Als Student hatte er hier manchen frohen Tag mit lustigen Kameraden verlebt; nun stimmte die Erinnerung ihn nur wehmütig, als er über die spiegelglatte Fläche dahinfuhr. Er mußte immerfort an die traurigen Worte denken, die der Arzt durch das Telephon zu ihm gesprochen hatte: „Eine schwerkranke Frau mit Namen

Schmidt möchte Sie sehen. Sie hat sich bei einem raschen Temperaturwechsel erkältet, eine schlimme Lungenentzündung ist eingetreten. Der Körper ist erschöpft. Das Herz sehr schwach. Beeilen Sie Ihre Ankunft!“

Das Haus, das ihm als ihre Wohnung angegeben worden, lag am Ende des Marktfleckens in einem Obstgarten. Mit seinen hellgrünen Läden, den Blumen vor den Fenstern sah es frisch und sauber aus, so recht wie ein Fleckchen zum Gesunden. Aber in der niederen Stube, in dem ländlichen Bett mit den groben Kissen und der farbigen Decke lag eine todkranke, blasse Frau, über deren eingefallene Züge ein Lächeln glitt, als sie Hans erkannte.

„Nun ist es anders gekommen, als ich dachte,“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Ich wollte dir aus dem Wege gehen, aber nun wird die Reise noch weiter, und es ist wohl mein bester Freund, der mich mitnimmt —“

„Warum bist du von mir fort, Mutter? Du hättest wieder Freude am Leben finden können,“ sagte er mit sanftem Vorwurf.

Sie streichelte mit ihren mageren, blassen Händen seine Wangen und schüttelte traurig das graue Haupt. „Nur sehen wollte ich dich noch einmal, mein Liebling. Und ich habe dir auch noch Wichtiges zu sagen.“

„Du sollst nicht sprechen, Mutter,“ mahnte er, da er hörte, wie schwer sie atmete.

„Doch — doch, laß mich nur, solange ich noch sprechen kann. Weißt du, Hans, warum ich gerade hierher ging? — Weil ich hörte, daß sie hier ist. Das Mädchen, das dich lieb hatte. Ich dachte: Vielleicht wird sie doch noch einmal die Frau meines Sohnes. Ich mußte wissen, ob ich mit Ruhe an seine Zukunft denken kann.“

Sie mußte erschöpft innehalten und lag eine Weile mit geschlossenen Augen.

„Sie wohnt gerade gegenüber,“ fuhr sie dann fort.

„Darum habe ich mich hier eingemietet. Nur sehen wollte ich sie. Aber ich habe auch ihre liebe Stimme gehört. Sie saß im Erlenwäldchen allein auf einer Bank. Ich nahm neben ihr Platz. Wir sprachen miteinander. Sie war sehr lieb und freundlich zu mir, und wir trafen uns öfters. Es interessierte sie, daß ich Erzieherin, Gesellschafterin gewesen, denn sie hat auch eine Stellung angenommen.“

Hans machte eine Bewegung der Ueberraschung. Die großen kranken Augen der Mutter ruhten fest und flehend auf seinem Gesicht.

„Es scheint wohl, daß eine schwere Enttäuschung sie zu dem Entschluß getrieben hat.“

Die Kranke richtete sich ein wenig auf. Sie schien ihre letzte Kraft in die heißen, liebevollen Worte legen zu wollen.

„Laß sie nicht fort, Hans. Sie ist gut und treu. Dein Glück geht von dir, wenn du sie nicht hältst.“

Ein Hustenanfall erstickte ihre Stimme. Als sie wieder ein wenig atmen konnte, deutete sie mit einem schwachen Lächeln auf die Rosen, die auf dem Tisch neben ihr standen.

„Die Blumen brachte sie mir. Jeden Tag frägt sie nach, wie es geht. Und ich bin doch nur eine Fremde für sie. Sie ahnt ja nicht —“

Das graue Haupt sank kraftlos in die Kissen. Sie schlummerte.

Hans schickte ein Telegramm an seinen Vater ab. Auf dem altväterlichen Lehnsessel am Fenster verbrachte er die Nacht. In solchen durchwachten Stunden, an einem Krankenlager, über das der Tod seine schwarzen Fittiche breitet, lernt sich der tiefe, feierliche Ernst des Lebens begreifen.

Hans konnte von seinem Fenster aus hinüberschauen



zu dem grünumwachsenen Haus, in dem Friederike wohnte. Er frug sich, ob sie es im Traume nicht empfinden könne, daß er ihr so nahe war, daß er an sie dachte, ob es keine Leitung gebe für heiße Herzenssehnsucht? —

Am Vormittage, als die Kranke eben erwacht war, hörte man Schritte auf der Treppe. Sie horchte unruhig hinaus.

„Der Arzt wird wohl kommen, Mutter."

Aber ihre Augen schauten mit einem großen, angstvollen Blick nach der Thür. Sie versuchte, wie in einer heftigen Erregung, das müde Haupt zu erheben, und Hans eilte herbei, um sie zu stützen. Auch ihn aber durchzuckte ein jäher Schrecken, als er seinen Vater eintreten sah.

„Du bist gekommen!" hauchten die wachsbleichen, um Atem ringenden Lippen. „Du!"

Entsetzt, zitternd blickte sie ihn an und stammelte: „Ich habe gebüßt für meine Schuld. Sie hat sich bitterlich gerächt. Vergieb mir, was ich dir gethan!"

Hans sah, wie tief erschüttert sein Vater war, er sah, daß seine Augen feucht schimmerten hinter den Brillengläsern; und er trat beiseite in ehrfurchtsvoller Scheu vor dieser Regung des Mitleids.

„Verziehen hab' ich dir längst, Emilie; wenn ich es auch nie habe verwinden können," hörte er die sonst so rauhe Stimme in weichem Tone sagen. „In zwanzig Jahren lernt man Milde."

Wie eine Verklärung glitt es über ihre vom Tod gestempelten Züge.

„Nun wird mir das Sterben leicht," sagte sie dann mit einem dankbaren Lächeln. „Ich meinte oft, bis über das Grab hinaus würde es mich verfolgen, daß du mir so bitterlich grollen mußtest. Nun ist alles gut!"

„Ich war auch nicht schuldlos, Emilie. Ich bin ein trockener, mürrischer Geselle gewesen für ein junges

Weib. Ich habe nicht gefragt, ob dir das Leben gefiel, das mir paßte. Als es zu spät war, da sah ich's ein."

Sie hatte die Augen weit geöffnet, und ihre schon von den Schatten des Todes umnachtete Seele schien noch einmal aufzuleben, um das Wunder dieser letzten Versöhnung zu begreifen.

„Mein guter, lieber Karl!" hauchte sie leise.

„Nun haben wir beide unser Schicksal getragen und sind grau und müde geworden. Warum sollen wir uns jetzt nicht die Hand geben und ein Wort des Verzeihens sagen, solange wir noch können?" sagte er traurig.

Sie umklammerte seine Hand mit ihren zitternden Fingern. „Nun ist alles gut!" murmelte sie.

Es war der letzte Hauch, der über ihre Lippen kam.

In der Mittagsstunde, als ein heller Sonnenstreifen in das Zimmer fiel, hob sie mit einem liebevollen Blick auf Hans die Hand und winkte wie zum Abschied. Dann war's zu Ende.

Sie wurde in dem friedlichen Tegernseer Kirchhof, der wie ein Blumengarten zwischen hohen Bäumen liegt, begraben. Der Justizrat ging neben seinem Sohn hinter dem Sarg.

Hans mußte noch einige Tage bleiben, um den letzten Willen der Toten zu erfüllen, die ihm schon vor seiner Ankunft mit ein paar liebevollen Worten einige Bestimmungen über ihren bescheidenen Besitz aufgeschrieben hatte.

Als er in der Abendstunde noch einmal den Kirchhof betrat, um Abschied zu nehmen, begegnete er Friederike. Sie trug einen Kranz von Herbstblumen, den sie auf das Grab niederlegen wollte. Er sah, wie sie erblaßte, als er mit ernstem Gruße auf sie zutrat.

Schweigend standen sie eine Weile vor dem frisch auf-

geworfenen Hügel. Dann sagte er: „Haben Sie ein wenig Zeit für mich übrig? Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Sie schaute ihn wie erschrocken an. Aber sie nickte, und sie verließen miteinander den stillen Friedhof, auf den schon die Abendschatten herabsanken.

Sie bogen in einen einsamen Weg ein, der am Waldessaume hinführte.

„Ich muß Ihnen noch ein Andenken geben von der Toten und Ihnen danken für die Liebe, die Sie der Fremden erwiesen haben. Die blasse, ernste Frau ist meine Mutter gewesen,“ sagte er und reichte ihr ein kleines, mit Silber beschlagenes Buch, das er seit Tagen in der Tasche herumtrug, in der Hoffnung, ihr zu begegnen.

Sie dankte ihm sehr ergriffen und sprach ein paar warme, teilnehmende Worte; aber die Hand, die eine Sekunde lang in der seinen geruht, entzog sich ihm rasch, und ihre Augen senkten sich wieder.

„Meine Mutter hat mir erzählt, daß Sie fort wollen, daß Sie eine Stelle als Erzieherin angenommen haben,“ sagte er mit bewegter Stimme.

„Ja; ich reise Anfang des nächsten Monats nach Westfalen auf das Gut des Barons v. Witten, die Familie war einige Wochen hier; ich habe das kleine Töchterchen sehr ins Herz geschlossen. Ich freue mich, daß ich sie unterrichten darf.“

Er blieb stehen. „Nein, Friederike, Sie sollen nicht fort zu den fremden Leuten,“ rief er warm. „Sie wissen ja lange schon, daß ich Ihnen gut bin. Und ich habe es nie so klar, nie so aus tiefstem Herzen gefühlt, wie lieb ich Sie habe, als in dem erschütternden Ernst dieser letzten Tage.“

Sie blickte ihn nicht an; er sah nur die vornehmen Linien ihres Profils; aber es fiel ihm auf, daß der weiche, träumerische Ausdruck aus ihrem Gesicht ver-

schwunden war und ein harter, strenger Zug um ihren Mund lag.

Sie waren am Waldessaum dahingegangen und standen nun auf einer freien Wiese, auf der Herbstzeitlosen blühten, auf die hohe Tannenbäume einen tiefen Schatten warfen. Der See, der hier vor ihnen lag, schimmerte noch im roten Licht des Sonnenuntergangs, und zartgelbe Linien umgrenzten über den Bergen den klaren Sommerhimmel.

„Ja, ich habe einmal geglaubt, daß Sie mir gut seien,“ erwiderte sie leise, mit bitterem Groll in der Stimme. „Und dann, dann habe ich mich geschämt, daß ich es geglaubt hatte, daß ich Sie lieb gehabt, während Sie nur mit mir spielten. Erinnern Sie sich nur, wie kühl und fremd wir das letzte Mal auseinandergingen! Sie haben mir dann allerdings einige freundliche Postkarten geschickt mit höflichen Grüßen — ich sollte Sie nicht ganz vergessen, nicht wahr? Sollte für alle Fälle ein wenig Interesse für Sie übrig behalten. Und dann kam Graf Stolzenberg hier an und erzählte, wie prächtig Sie sich einstweilen in Berchtesgaden unterhielten, und daß Sie sich wohl nächstens mit einer hübschen Millionärin verloben würden, wenn die kecke Ausländerin Sie nicht auch an der Nase herumführte. Da habe ich mir gesagt: Wie es auch sei, ob er sich verlobt oder nicht — ein Ende muß es nun haben! Du mußt fertig werden mit jedem Gedanken an ihn! Und ich bin ruhig geworden. Ich habe mich abgefunden mit der ernsten Zukunft, zu der ich mich entschlossen. Nun sollen Sie mir diesen mühsam errungenen Frieden auch nicht wieder nehmen, Herr Doktor!“

„Ich hätte es Ihnen nicht verschwiegen, Friederike, daß ich Ihnen einige Wochen in Gedanken treulos geworden bin, daß mir eine andere wohlgefallen hat. Seit ich Sie wieder sehe, Ihre Stimme höre, fühle ich so

recht: ich war mir selber, dem Besten in mir, untreu geworden. Es war ein trauriger Irrtum, ein Sommerrausch, aus dem ich jählings und ernüchtert erwachte. Seien Sie großdenkend, Friederike! Geben Sie dem Wiedergekehrten die Hand und glauben Sie, daß nur Sie in Wirklichkeit mein Herz besitzen."

„Heute, in der Erschütterung über den Tod Ihrer Mutter, zieht Ihr Herz Sie zu mir," versetzte sie mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund. „Wie bald wird Ihnen in anderer Stimmung ein lachendes, fröhliches Mädchen wieder viel besser gefallen als ich mit meinem schwerfälligen Ernst!"

„Sie thun mir unrecht, Friederike. Wenn Sie wüßten, wie ich damals nach jenem Heimweg in der Sternennacht vor Ihrem Fenster gestanden habe, so glühend von Liebe für Sie, so zornig über mich selber, daß ich so stumm geblieben war!"

„Und doch haben Sie mich schon eine Woche später vergessen! Ich habe kein so leichtbewegliches Herz. Ich nehme alles so ernst und schwer und kann es nicht ertragen, beständig zittern zu müssen. Lieber ein voller Verzicht! Es ist besser so! Glauben Sie es mir! Ich habe ja auch mein Versprechen gegeben, in Westfalen einzutreffen."

Sie wies ihn zurück. Sie glaubte nicht mehr an seine Treue. Sein Stolz empörte sich gegen die Kränkung, und doch war sie ihm nie so schön, so begehrenswert erschienen wie jetzt mit dem schmerzgereiften ernsten Antlitz, mit den traurigen Augen, in ihrer herben Unnahbarkeit. Er hatte sie nie heißer geliebt als in dieser Stunde, und die Worte, die ihm die Lippen der Sterbenden gesagt, klangen ihm mahnend an das Herz: „Dein Glück geht von dir, wenn du sie ziehen läßt!"

„Ich werde Ihnen beweisen, Friederike, daß ich Ihr Mißtrauen nicht verdiene, daß meine Liebe für Sie heißer

und dauernder ist, als Sie glauben wollen. Gehen Sie nur! Opfern Sie unser Glück Ihrem trotzigen Entschluß! Ich lasse Sie dennoch nicht. Und wenn ich in einem Jahr wieder vor Ihnen stehe und meine Bitte wiederhole, dann, nicht wahr, habe ich Ihre bösen Zweifel besiegt? Dann finden Sie vielleicht doch das liebe Wort, das Sie mir heute nicht sagen wollen. Versprechen Sie mir das, Friederike!"

Er hielt ihre Hand in der seinen, und sein junges, bewegtes Gesicht beugte sich zu dem ihren herab. Wie fest sie auch auf ihre Ruhe pochte, wie trotzig sie sich wehrte gegen ein neues Aufflackern ihrer Sehnsucht, sie war gegen diese Nähe doch nicht gewappnet.

Eine warme Röte stieg in ihre Wangen. Mit einem wehmütigen, ungläubigen Lächeln sagte sie: „Ein Jahr ist lang! In einem Jahr werden Sie diese Stunde längst vergessen haben —"

„Nein, nein! Ich gelobe Ihnen."

„O, geloben Sie mir nichts!" unterbrach sie ihn erschrocken. „Sie sollen sich frei fühlen, ganz frei! Und wenn Sie dann nach der langen Trennung wirklich noch an mich denken —" Der alte liebe Klang zitterte wieder aus ihrer Stimme, und er sah den warmen Blick in ihren Augen, der ihm das Herz so tief bewegte. Aber sie fühlte, daß sie weich werden wollte, und brach mitten im Satze ab.

„Ich muß nun fort," sagte sie, sich mit rascher Bewegung von ihm abwendend. „Ich möchte allein nach Hause zurückkehren. Es soll niemand wissen, daß wir einander gesprochen, daß wir hier Abschied genommen haben für lange, lange Zeit, vielleicht für immer!"

„Leben Sie wohl, Friederike! Vielleicht denken Sie noch manches Mal mit ein wenig Heimweh an diese Stunde. Ich sage mit Zuversicht: Auf Wiedersehen!"

Er schaute lange der hohen, schlanken Gestalt nach,

wie sie über die in Dämmerung gehüllte Wiese abwärts schritt. Alles Licht war nun erloschen, Nebelschleier umhüllten die Berge, und es rauschte düster durch die Bäume. Aber er wollte sich nicht gefangen nehmen lassen von dieser trüben Stimmung. Er murmelte:

„Du liebst mich ja doch, du Trotzige, Stolze!“

Die leidenschaftliche Sehnsucht jener Abendstunde hat Zeit und Entfernung überdauert, und Hans hat sich nach einem Jahr der Treue den Liebeskuß von Friederikens Lippen verdient. Im letzten Frühjahr sah Sonja, die mittlerweile die Frau eines ziemlich abgelebten russischen Fürsten geworden war und an der Seite ihres blasierten Gatten am Genfersee lebte, ein Paar das Verdeck des Dampfers besteigen — unverkennbar Hochzeitsreisende.

Die elegante Fürstin zuckte spöttisch die Schultern, als sie den Doktor Fetzer erkannte. Aber ihr Blick hing doch wie gebannt an diesen beiden Menschenkindern. Sonja verstand sie nicht, diese feierliche Begeisterung, diese selige Weltentrücktheit, in der die Neuvermählten Hand in Hand am Geländer standen und die herrliche Landschaft an sich vorüberziehen ließen. Aber es durchschauerte sie doch eine Ahnung, daß diesen beiden ein Herzensglück zu eigen war, das sie mit all ihrem Gold nicht erkaufen konnte.

Sie grub die feinen Zähne in die Unterlippe, ein harter Blick streifte ihren Gatten, der schläfrig sein Monocle in das Auge drückte und ein paar geputzten Französinnen nachblickte. Es war gemeiner, häßlicher Neid, was sie in diesem Moment empfand. Aber sie sagte in müdem Ton und im elegantesten Französisch: „Diese albernen Hochzeitsreisenden können einem wirklich das Leben hier unleidlich machen.“



Ungelöste Rätsel des Weltalls.

Ein Blick ins Unendliche. Von Hans Scharwerker.

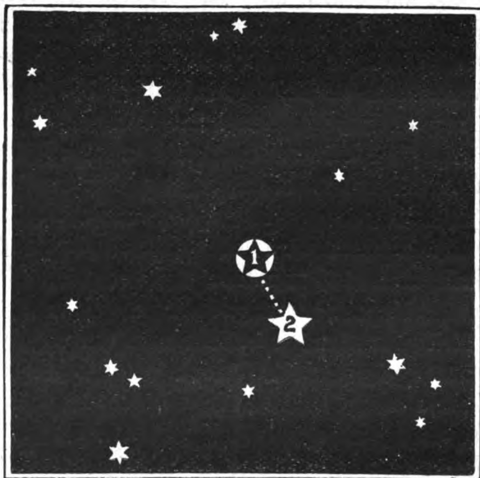


Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß der Weltenraum unendlich, die Zahl der leuchtenden Sonnen, die wir Fixsterne nennen, unberechenbar groß, daß um alle diese unzähligen Sonnen höchst wahrscheinlich Planeten kreisen, wie um die unsere; daß Planeten und Sonnen entstehen, altern und vergehen, seit unendlicher Zeit — das sind heutzutage Erkenntnisse, die bereits Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, obwohl wir sie erst der forschenden Wissenschaft der beiden letzten Jahrhunderte verdanken. Wir sind in dieser Hinsicht unseren Vorfahren so bedeutend überlegen, daß es scheinen könnte, als hätten wir unseren Nachkommen nur noch wenig zu erforschen übrig gelassen und als seien die Rätsel des Weltalls nahezu gelöst.

Diese Annahme wäre jedoch ein großer Irrtum. Mit der Erweiterung unseres Wissens, das alte Rätsel löste, haben sich neue aufgethan, an die früher niemand dachte.

Wir wissen zwar heute, daß nicht die Sonne sich um die Erde dreht, sondern letztere mit ihren Geschwistern, den Planeten, um die Strahlenkönigin, welche die Mutter und der Zentralkörper unseres Planetensystems ist; aber nun erheben sich die Fragen: In welcher Beziehung steht unsere Sonne zu den übrigen zahllosen Sonnen? Bewegt sie



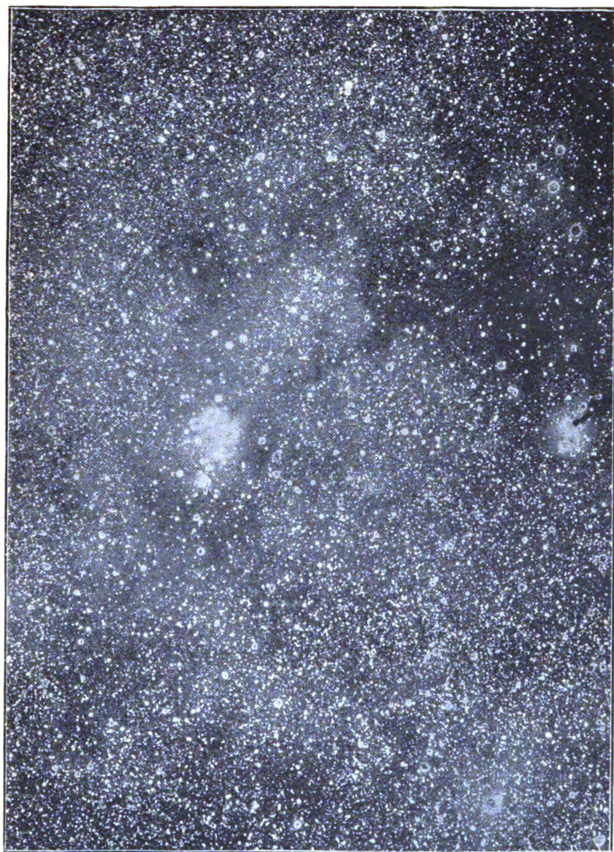
Stellung des Arktur im Sternbild des Bootes vor 4000 Jahren (1) und jetzt (2).

sich fort im Weltenraume oder steht sie still? Und wenn das erstere, wohin geht die Reise, an der wir in ihrem Gefolge teilnehmen?

Darauf giebt die astronomische Wissenschaft folgende Antwort: Unser Sonnensystem liegt wie eine Insel im Weltenraume, von den Sonnensystemen der Milchstraße und der übrigen Fixsterne durch einen ungeheuren Raum getrennt. Von den Entfernungen, die hier in Frage kommen, ist es schwer, sich eine einigermaßen zureichende Vor-

stellung zu machen. Bedenken wir einmal folgendes. Der Kreis, den die Erde in ihrem Jahreslaufe um die Sonne beschreibt, ist so groß, daß ein Eilzug, der 100 Kilometer in der Stunde Tag und Nacht fortliefe, erst in 340 Jahren ihn umlaufen hätte. Nehmen wir nun als Maßstab für die Entfernungen des Fixsternhimmels diese ungeheure Wegstrecke und denken uns, die Erdbahn sei repräsentiert durch einen gewöhnlichen Fingerring, den wir vor uns auf den Tisch legen. Solch ein Ring hat einen Durchmesser von etwa 18 Millimeter. Er stellt jetzt, wie gesagt, unsere Erdbahn dar. Der nächste Fixstern wäre dann etwa $2^1/_2$ Kilometer weit entfernt. Der schöne Stern Wega im Sternbild der Leier, den wir an Frühlingsabenden im Nordosten, im Hochsommer nahe dem Zenith, im Herbst im Nordwesten stehen sehen, würde nach diesem Maßstabe etwa 15 Kilometer weit von dem Ringe abstehen. Wollte man derartige Entfernungen in Kilometern oder Meilen angeben, so erhielte man lange Zahlen, für die uns Begriff und Verständnis gänzlich fehlen. Ich habe daher versucht, dem Leser durch die obige Darstellung im „verjüngten Maßstabe" die Sache möglichst anschaulich zu machen.

Als eine der bedeutendsten Entdeckungen der Neuzeit muß man nur die Thatsache betrachten, daß unsere Sonne sich mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 16 Kilometer in der Sekunde auf die Wega zubewegt. Wir sind dem Sternbild der Leier heute um Tausende von Millionen Kilometer näher als vor zehn Jahren und setzen unseren Flug mit unverminderter Geschwindigkeit unaufhaltsam fort. Wann, wo und wie begann diese Reise, und wann und wo wird sie enden? Bewegen sich auch die Fixsterne, die uns stillzustehen scheinen? Diese Fragen berühren eines der größten, bisher ungelösten Rätsel des Weltalls. Man nimmt mit einiger Sicherheit an, daß kein Stern



Ein Teil der Milchstrasse mit Nebelflecken und Nebelsternen.
Nach einer Photographie von Professor Barnard.

still steht, alle Weltkörper im grenzenlosen Raume ihre Bahn verfolgen, aber wohin und zu welchem Zwecke, woher der Anstoß der Bewegung kommt und ob sie jemals ein Ende erreicht, weiß man nicht.

Bei einigen unserer hellsten Fixsterne hat man mit großer Wahrscheinlichkeit eine Fortbewegung festgestellt, aber mit einiger Sicherheit meßbar ist sie erst in Hunderten von Jahren. Durch äußerst schwierige und langwierige mathematische Berechnungen ist man sogar dazu gelangt, die Fortbewegung des schönen Sternes Arktur im Sternbild des Bootes auf die unfaßbare Geschwindigkeit von mindestens 300 Kilometer in der Sekunde zu bestimmen. Trotzdem ist er seit viertausend Jahren für unser Auge erst ein ganz geringes Stück am Himmel fortgerückt.

Ein anderes ungelöstes Problem für den Astronomen ist die Größe des Weltalls. Wir sehen mit unbewaffnetem Auge einige Tausende, mit unseren schärfsten Teleskopen einige Millionen von Fixsternen, das heißt Sonnen. Bis an die äußersten Grenzen der uns sichtbaren Fixsternwelt aber ist auch unser bewaffnetes Auge noch nicht gedrungen, und gesetzt, dies gelänge uns, so bliebe auch dann noch die Frage zu lösen: Ist jenseits unserer Sternenwelt nichts wie endloser leerer Raum oder giebt es nicht etwa in undenkbaren Fernen noch andere Sternenwelten, von denen kein Lichtstrahl mehr zu uns herüberbringen kann?

Diese Frage muß naturgemäß stets unbeantwortet bleiben. Innerhalb unserer Sternenwelt aber hat die Wissenschaft eine Reihe von Beobachtungen gemacht, die zu den größten Errungenschaften des menschlichen Geistes gehören. Die Milchstraße, dieser schimmernde Gürtel von Sternen, der sich zum Entzücken jedes Beschauers an klaren Nächten über den Himmel spannt, enthält die meisten Sterne, thatsächlich viele Millionen in den verschiedenen Zuständen der Entwickelung. Dazwischen sehen wir zarte Lichtwolken, sogenannte Nebelflecke, von denen allerdings nur wenige, wie zum Beispiel der große Nebel

im Sternbild des Orion, mit bloßem Auge erkennbar sind. Diese Nebelflecke sind zum Teil sehr dichte und



Sterne und dreispaltiger Nebel im südlichen Teil der Milchstrasse.

sehr weit entfernte Sternhaufen, deren Licht für unser Auge in einen nebelartigen Schimmer zusammenfließt.

Nur die größten Teleskope zeigen ihre wahre Natur. Bei einer Anzahl aber haben die Forschungen der Astronomen es als sicher erwiesen, daß jene Nebelflecke zum Teil noch in den Anfängen der Entwickelung sich befindende Weltsysteme sind und aus gasförmiger rotierender Materie oder aus schon zur Kugelgestalt fortgeschrittenen gasförmigen Sternen bestehen. Nun zeigen die neuesten Beobachtungen, daß die Gas- oder Nebelsterne größtenteils in der Mitte der Milchstraße stehen. Könnten wir sie mit bloßem Auge sehen, so würden sie wie ein schmales Perlenband rings um den Himmel gehen. Diese Stellung der Nebelsterne ist auffallend und läßt die Möglichkeit zu, daß sie vielleicht ein zusammenhängendes selbständiges System und den Ursprung unserer ganzen Sternenwelt bilden. Sehr merkwürdig ist auch, daß es ganz dunkle Stellen in der Milchstraße giebt, scheinbar Lücken, durch die man in den dunklen Weltenraum jenseits unserer Welt hineinschaut.

Wie gewaltig die Anzahl der in der Milchstraße befindlichen Sterne übrigens ist, und wie dicht sie stellenweise stehen, das hat uns erst die moderne Himmelsphotographie gezeigt, die jetzt eines der wichtigsten Hilfsmittel astronomischer Forschung bildet.

Ihr verdanken wir auch eine richtige Anschauung von Gestalt, Umfang und Zahl der Nebelflecken und Nebelsterne. Ein Vergleich der Photographien mit den früher angefertigten Zeichnungen der berühmtesten Astronomen zeigt deutlich, daß diese nur eine ungefähre Richtigkeit hatten und in den Einzelheiten oft ganz verfehlt waren, wie es auch gar nicht anders sein konnte.

Sehr viele dieser Nebelflecken lösen sich — wie schon erwähnt — in den stärksten Fernrohren in wimmelnde Sternhaufen auf; andere, wie der berühmte Nebel im Sternbild des Orion und der im Sternbild der Andro-

meda, bestehen, wie die Spektralanalyse zur Gewißheit erhoben hat, aus ungeheuren glühenden Gasmassen, und



Der grosse Nebel im Sternbild des Orion.
Photographiert von Sir Isaak Roberts.

wir sehen in ihnen wahrscheinlich die Uranfänge neuer, in der Bildung begriffener Weltsysteme. Dasselbe gilt auch von dem merkwürdigen Nebel im Sternbild des

Ophiuchus, in dem besonders viele Nebelsterne sichtbar sind. Warum die einen Nebel ringförmig, andere spindel- oder linsenförmig, wieder andere spiralförmig sind, die einen ziemlich gleichmäßig, die anderen wie vom Sturme zerrissen erscheinen, und welche Gesetze ihre Verteilung und Bewegung beherrschen, wissen wir nicht. Ebenso unbekannt ist uns ihre Entfernung. Sie muß ungeheuer sein, und das Licht, das von ihnen ausstrahlt, braucht, obwohl es sich mit einer Schnelligkeit von 300,000 Kilometer in der Sekunde durch den Weltenraum fortpflanzt, Hunderte, vielleicht Tausende von Jahren, ehe es bei uns anlangt. Der Zustand, in dem wir jetzt einen solchen Nebelfleck sehen, gehört also im Grunde einer längeren oder kürzeren Vergangenheit an.

Kehren wir von den äußersten Fernen der uns sichtbaren Sternenwelt zu unserem Sonnensystem zurück, so stößt uns als eines der größten, noch ungelösten Rätsel jenes auf, das für die Zukunft unserer Erde und des Menschengeschlechtes zugleich das wichtigste von allen ist, nämlich: Was ist die Quelle der von der Sonne ausgestrahlten Wärme? Es giebt darüber verschiedene Hypothesen, ein Beweis, daß keine auf Zuverlässigkeit Anspruch machen kann. Die gegenwärtig am meisten beliebte und nach dem Stande unseres derzeitigen Wissens auch wahrscheinlichste erklärt die Sache dadurch, daß der feurigflüssige Sonnenkörper in fortschreitender Zusammenziehung begriffen ist. Diese Zusammenziehung ist die Quelle der ungeheuren Wärme, welche die Sonne so freigebig nach allen Richtungen in den Weltenraum ausstrahlt, und von dem jener winzige Teil, den wir empfangen, genügt, um auf der Erde alles Leben, Wachsen und Blühen, alle Bewegung und Kraftentfaltung hervorzurufen. Diese Theorie hat den Vorzug, daß sie Unterlagen für genaue mathematische Berechnungen giebt, welche zeigen,

daß die Zusammenziehung der Sonne nur sehr gering zu sein braucht, um die mit einiger Sicherheit festgestellte



Nebel im Sternbild der Andromeda.

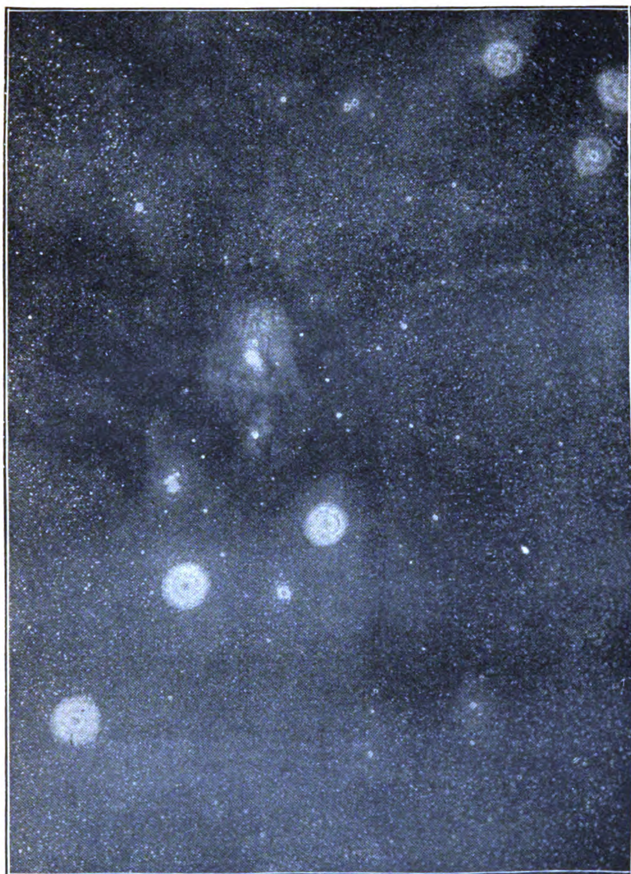
thatsächliche Wärmemenge zu liefern, und daß es noch vieler Millionen Jahre bedarf, ehe der Sonnenkörper so dicht geworden ist, und seine Wärmeabgabe infolgedessen

so stark abgenommen hat, daß das Leben auf unserem Planeten nicht mehr bestehen kann. Sicher ist, daß seit geschichtlicher Zeit das Klima unserer Erde keine Schwankungen aufzuweisen hat, die als Ursache einer Abnahme der Sonnenwärme zugeschrieben werden könnten.

Stellen wir aber die Frage: Was wird aus der ungeheuren Licht- und Wärmemenge, welche die Sonne unablässig in den Raum ausstrahlt und von welcher der Erde und den Planeten doch nur ein lächerlich geringer Bruchteil zukommt? so lautet die Antwort: Wir wissen es nicht. Es ist eines der ungelösten Rätsel des Weltalls.

Aber die Sonne giebt noch zu vielen anderen bisher nicht befriedigend zu beantwortenden Fragen Anlaß. Wenn wir sagen, die Sonne sei ein glühender Weltkörper, mehrere millionenmal größer als die Erde und von einer Temperatur, welche die höchsten auf Erden herstellbaren Temperaturen weit übersteigt, so daß alle Elemente in ihr im feurig-flüssigen oder gasförmigen Zustande sich befinden, so ist das ungefähr alles, was wir mit einiger Sicherheit von unserer Sonne wissen. Die Natur und Entstehungsweise der beobachteten interessanten Erscheinungen an ihrer Oberfläche, der Protuberanzen und Fackeln, ist uns trotz deren Helligkeit noch recht „dunkel". Dasselbe gilt natürlich von den Sonnenflecken, über die es verschiedene Deutungen, aber keine Gewißheit giebt. Man weiß nur, daß sie gleich den Protuberanzen in ursächlichem Zusammenhange mit der Thätigkeit des feurig-flüssigen Sonnenkörpers stehen.

Am interessantesten für den Laien sind die Protuberanzen, eigentümliche rote Hervorragungen am Sonnenrande, welche die größte Aehnlichkeit mit vulkanischen Ausbrüchen haben, nur daß sie nach den spektroskopischen Untersuchungen nicht aus Rauch, Asche oder Lava, sondern im wesentlichen aus glühendem Wasserstoff und Metall-



Grosser Nebel im Sternbild des Ophiuchus.
Nach einer Photographie von Professor Barnard.

dämpfen bestehen. Die Höhe, zu welcher diese glühenden Gase zur Zeit besonderer eruptiver Thätigkeit der Sonne in wenigen Sekunden emporgeschleudert werden, ist erstaun-

lich, und die Schnelligkeit, mit der es geschieht, für uns einfach undenkbar. Erstere beträgt im Durchschnitt etwa 100,000 Kilometer. Die höchste Protuberanz auf unserem nebenstehenden Bilde, die 1895 auf der Sternwarte von Chicago photographiert wurde, mißt ungefähr 400,000 Kilometer. Um sich von ihrer Größe einen Begriff machen zu können, ist rechts oben außerhalb des Bildes die Erde in gleichem Maßstabe abgebildet. Man sollte annehmen, daß bei so ungeheurer eruptiver Thätigkeit die Sonnenoberfläche von kämpfenden Feuerwogen bedeckt wäre und einen Anblick gewähre wie das Meer bei einem Orkan. Aber nichts dergleichen. Die Oberfläche der Sonne erscheint selbst im stärksten Fernrohr fast so ruhig wie ein See.

Ein anderes ungelöstes Rätsel ist die Natur der Sonnenkorona, jenes leuchtenden Strahlenkranzes, den man nur bei totalen Sonnenfinsternissen sieht. Wir kennen ihre Gestalt, aber nicht ihre Beschaffenheit. Man vermutet, daß sie gewaltigen magnetischen Ausstrahlungen der Sonne ihre Entstehung verdankt. —

Wenden wir uns von der Sonne zu den Planeten, den Geschwistern unserer Erde, so finden wir auch da trotz ihrer verhältnismäßigen Nähe ungelöste Rätsel genug. Selbst über die Natur der nächsten, Merkur, Venus und Mars, wissen wir trotz aller angestrengten Beobachtungen und Forschungen nichts Sicheres. In welchem Zustande der Dichtigkeit und Entwickelung sie sich befinden, ob sie für lebende Wesen bewohnbar sind oder nicht, ob Land und Wasser und eine Atmosphäre vorhanden — alles ungelöste Fragen. Vom Mars glaubt man letzteres bestimmt; aber bei Venus wissen wir nicht einmal, ob sie eine Atmosphäre hat, obwohl schon Millionen aufgewendet worden sind, um die Frage zu lösen. Die Beobachtung der sogenannten Venusdurchgänge, das heißt, wenn Venus auf ihrer Bahn zwischen Erde und Sonne als kleine

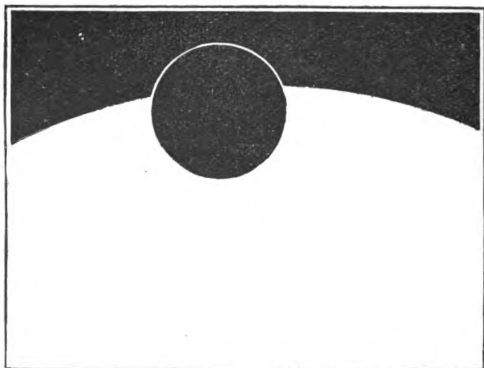
schwarze Scheibe über die Sonne hinwegzieht, bei welcher Gelegenheit stets selbst nach den entlegensten tropischen



Sonnenprotuberanzen.
(Der Punkt oben rechts außerhalb des Bildes stellt, in gleichem Maßstabe abgebildet, die Erde dar.)

Gegenden astronomische Expeditionen abgesendet werden, spricht allerdings für Bejahung derselben. Wenn nämlich

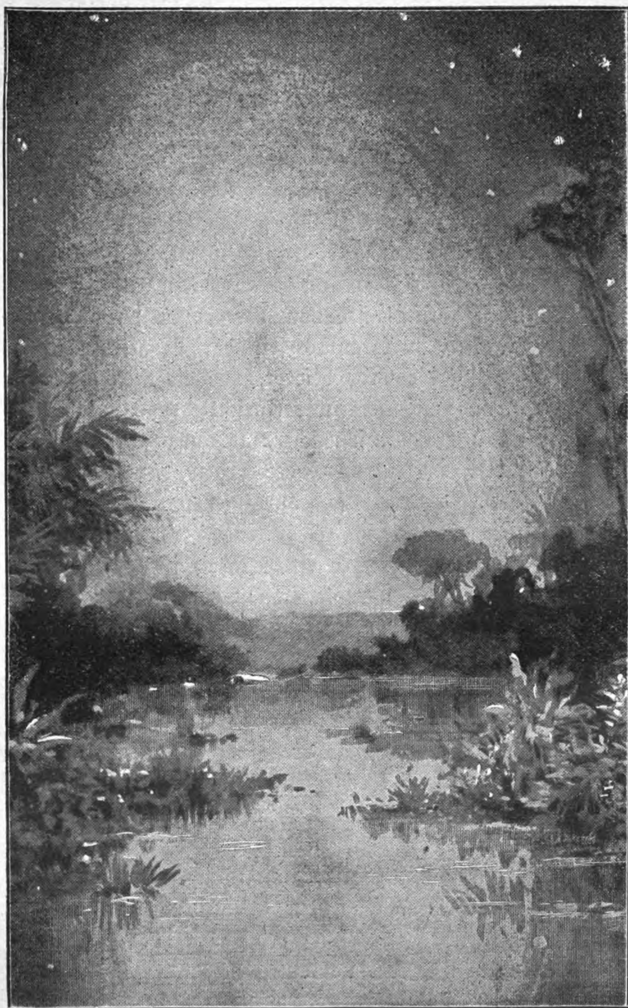
der dunkle Planet vor die leuchtende Sonne tritt, so bemerkt man, sobald die Hälfte seiner Scheibe vor der Sonne steht, um die außerhalb noch befindliche Hälfte einen ganz schmalen Lichtring, wie auf unserem Bilde zu sehen. Dies könnte nicht sein, wenn der Planet keine Atmosphäre hätte. Doch nimmt man an, daß die Venusatmosphäre nicht durchsichtig ist wie die unsere, sondern so dicht mit Wasserdämpfen gefüllt, daß das Sonnenlicht sie nur durchleuchtet wie einen starken Nebel.



Venusdurchgang: Der Planet Venus tritt vor die Sonnenscheibe.

Sind unsere Kenntnisse von der Beschaffenheit der nächsten Planeten schon so gering, so ist es selbstverständlich, daß wir über die der fernen Planeten, Jupiter und Saturn, Uranus und Neptun, nur Vermutungen haben. —

An einem klaren Frühlings- oder Herbstabend sehen wir unmittelbar nach dem Aufhören der Dämmerung am westlichen Himmel eine geheimnisvolle Lichterscheinung, die hoch am Himmel in Form eines Kegels aufsteigt und deren Achse ungefähr mit der Ekliptik zusammenfällt. Es ist das Tierkreis- oder Zodiakallicht. Bei uns ziemlich



Zodiakallicht, wie es auf der Hochebene von Mexiko erscheint.

schwach, ist es zwischen den Wendekreisen, besonders in der dünnen trockenen Luft der Hochebenen, von ausgezeichnetem, die Helligkeit der Milchstraße weit überstrahlendem Glanze. Seit den ältesten Zeiten hat es die Augen der Menschen auf sich gezogen und den denkenden Geist beschäftigt. Und dennoch wissen wir noch heute nicht, was das Zodiakallicht eigentlich ist. Früher glaubten berühmte Astronomen, es sei die stark abgeplattete Sonnenatmosphäre, bis Laplace die Unmöglichkeit dieser Annahme nachwies. Jetzt wird ziemlich allgemein geglaubt, daß es der Wiederschein eines von der Sonne durchleuchteten Ringes kosmischen Staubes sei, der sich innerhalb der Mondbahn um die Erde bewegt, wie die Ringe des Saturn um diesen. Dem widerspricht der „Gegenschein“ des Zodiakallichts, ein schwacher, nahezu der Sonne gegenüberstehender Lichtschimmer, der gegen Mitte April mit dem westlichen Zodiakallicht durch einen Lichtstreifen verbunden ist. Daher ist in jüngster Zeit die Hypothese aufgestellt worden, daß es ein Schweif ist, den die Erde hinter sich herzieht, wie ein Komet den seinen.

Unsere Leser werden nach diesen kurzen Ausführungen, die nur die hauptsächlichsten ungelösten Probleme der Himmelskunde berühren, begreifen, welch ungeheures Forschungsgebiet dem begabten Astronomen noch offen steht, und daß es hier wie in allen anderen Zweigen der Naturwissenschaft nicht an Aufgaben mangelt, deren Bewältigung zu den schönsten Triumphen des Menschengeistes gehören wird.

Die Wissenschaft hat in unserer Zeit großartige Erfolge errungen, und so ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß jeder Tag uns eine neue Entdeckung bringen kann, durch welche wir der Lösung der vielen Rätsel des Weltalls wenigstens wieder um einen neuen Schritt näher geführt werden.



Bis zum ewigen Eis.

Hochalpine Bilder von H. Eversmann.



Mit 14 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wir können es heute kaum verstehen, aber die Thatsache steht fest, daß das Hochgebirge bis um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts lediglich als ein unbequemes Verkehrshindernis angesehen wurde, dessen landschaftliche Großartigkeit jenen praktischen Nachteil nicht wettzumachen vermöge. Die wissenschaftliche Erforschung der Alpen begann mit Benedikt de Saussure, der im Jahre 1787 als erster den Montblanc, den höchsten Gipfel Europas (4810 Meter), bestieg. Schon vorher, im Jahre 1745, war übrigens der Chimborazo in Ecuador, der damals noch für den höchsten Berg der Erde galt, von dem Franzosen Condamine bis zu 5100 Meter erstiegen worden; Alexander v. Humboldt gelangte am 23. Juni 1802 bis zu 5759 Meter. Den Gipfel dieses Riesenvulkans (6310 Meter) erklomm erst 1880 Whymper, einer der größten Helden des Alpinismus.

Die Jungfrau (4107 Meter) wurde 1811 zum erstenmal bestiegen, das Finsteraarhorn (4275 Meter) 1812, dann fielen die übrigen Schweizerspitzen eine nach der anderen, aber doch verhältnismäßig spät, so das Wetterhorn

(3702 Meter) 1854, Monterosa (4638 Meter) 1855 und das Matterhorn (4505 Meter) erst im Jahre 1865.

In neuester Zeit ist nun aber bekanntlich das Besteigen von

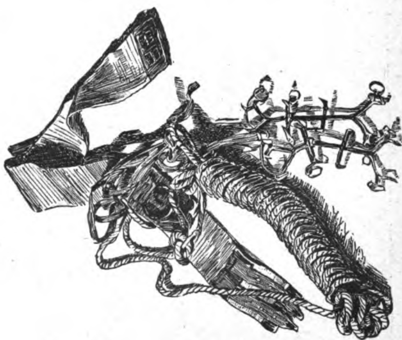


Typen aus dem Hochgebirge.

Hochgipfeln zu einem Sport geworden, der ohne Frage, wenn in richtiger und vernunftgemäßer Weise betrieben, Körper und Geist gleichmäßig zu kräftigen und zu stählen und hohe Genüsse zu gewähren vermag, bei dem andererseits jedoch auch jahraus,

jahrein Unberufene und Unbefähigte aus Unkenntnis, Leichtsinn oder Eitelkeit nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer wackeren Führer freventlich aufs Spiel setzen.

Alljährlich, wenn die Bahnzüge ganze Scharen von nervenmüden Städtern hinausbefördern in die großartige Alpenwelt, wenn die Gebirgler in Oberbayern, in den österreichischen Alpenländern und in der Schweiz, deren Typen die Skizzenmappen unserer Maler und die Albums unserer Amateurphotographen schmücken, das letzte Stübchen ihrer Behausungen räumen, um für die Geld ins Land bringenden Fremden Platz zu schaffen, dann erneuert sich auch regelmäßig die von den Zeitungen verzeichnete traurige Liste der Opfer der Berge, die in den letzten Jahren geradezu unheimlich angeschwollen ist. Dies Register schließt nicht einmal mit dem Ende der schönen Jahreszeit ab, seitdem man auch vor winterlichen Ersteigungen nicht mehr zurückschreckt.



Rüststücke zur Bergfahrt.

Unglücksfälle im Gebirge, die durch Lawinen, Steinschlag (Herabkollern von Felsengeröll) und Elementarereignisse der verschiedensten Art hervorgerufen werden können, kehren alle Jahre wieder und werden sich nie vermeiden lassen. Sie treffen natürlich die Eingeborenen ebensogut wie die Fremden, wie das die Inschriften auf

den zahlreichen, am Wege stehenden „Marterln" kundthun. Ganz überwiegend jedoch kommen die todbringenden Abstürze und ähnliche Katastrophen auf touristische Anfänger und Neulinge in den Bergen, die oft die wag-



Vor einem „Marterl".

halsigsten Touren ganz ohne Führer unternehmen, und durch leichtsinniges Wagen auf unbekanntem Gelände und wahnwitzigen Uebereifer ihr Leben einbüßen.

Wenn man aber die jährlich steigende Zahl derjenigen betrachtet, welche Hochgipfel besteigen, dann wird man doch zu dem Ergebnis gelangen, daß dieser Sport im

ganzen wohl kaum mehr Opfer fordert als andere körperliche Uebungen, wie zum Beispiel Schwimmen, Reiten und Fechten. So wenig man nun diese verurteilen wird, weil auch der beste Reiter einmal einen verhängnisvollen Fall thun und der sicherste Schwimmer einen Krampf im Wasser bekommen kann, so wenig wird man auch den „Bergkraxler“ schelten dürfen, wenn er bei Anwendung aller erforderlichen Vorsicht und Umsicht in die Majestät der Hochgebirgswelt vordringt.

Der Genuß einer solchen Hochgebirgsfahrt ist in der That ein ganz unvergleichlicher, der die aufgewandte Mühe und den vergossenen Schweiß und selbst die überstandene Gefahr reichlich lohnt. Wir laden deswegen den geneigten Leser ein, uns im Geiste bei einer derartigen sommerlichen Fahrt das Geleite zu geben.

Es ist ein prächtiger, vorzüglich zu einer Hochtour geeigneter Tag. Klar schauen die weißen Hörner vom blauen Himmel in das grüne Thal, wo das hochgelegene Bergdorf seine Häuser um den tosenden Bach reiht. Wir haben bereits einen zuverlässigen Führer gewonnen. Zu dreien geht es sich am angenehmsten und sichersten; über Eis wenigstens sollte man zu zweien nur gehen, wenn man für alle Fälle Hilfe in der Nähe weiß. Unser Mundvorrat ist auf zwei Tage berechnet; er wird zu gleichen Teilen aufgepackt. Noch eine kurze Revision, ob unsere ganze Ausrüstung: Seil, Pickel, Schneebrillen, Kletterschuhe, Steigeisen u. s. w. auch vollzählig vorhanden ist, und dann vorwärts.

Unsere Aufgabe für heute besteht darin, ein möglichst hochgelegenes Nachtquartier zu gewinnen, damit uns der ganze morgige Tag für die Hochtour zur Verfügung stehe. Ein Seitenthal, aus dem ein schäumendes Berggewässer uns entgegenbraust, nimmt uns auf. Auf schmalem Felsensteig geht es atembenehmend steil empor, dann



Im Thalgrund.

weitet sich die Enge, und wir wandern durch einen freundlichen grünen Thalgrund. Auf den Hängen rechts und links gewahrt man hoch oben zerstreute Alpenhütten; auf der ebeneren Sohle aber grüßt uns eine kleine Gruppe stattlicher Winterhäuser mit zierlichen Altanen. Jedes von diesen hat vor der Thür seinen laufenden Brunnen mit krystallklarem Wasser. Wenn uns hier ein schmuckes Dirndl begegnet, so verweilen wir wohl einen Augenblick bei ihr, dann aber geht es wieder weiter, und näher schon rückt uns bald der Herrscher des Thales, der weiße Bergstock, dem wir zustreben.

Nachdem wir noch eine Thalstufe höher emporgestiegen sind, befinden wir uns auf der Alp, wo die Glocken der weidenden Herde erklingen. Eine kurze Rast dürfen wir uns in der Hütte gönnen, wo uns der Senne oder auch wohl eine Sennerin einen

Trunk Milch oder ein Stück am Feuer geschmorten Käses bringt. Doch zu lange wollen wir uns nicht aufhalten. Durch Urwald und weiter über Alpenrosenhänge klettern wir aufwärts bis zu den obersten menschlichen Behausungen in dieser



Beim Brunnen.

Region. Auf der letzten, schon in der Gletscherregion gelegenen Alp liegt eine Gruppe von Hütten, die jedoch gegenwärtig keine Insassen aufzuweisen haben. Ein paar

geschlossene Fensterläden thun dem Kundigen zu wissen, wo er eine passende Gelegenheit zum Uebernachten findet. Mit leichter Mühe öffnen wir die nicht ängstlich verwahrte Thür und machen dann im Inneren Licht und zünden



Bei der Sennerin zu Gast.

Feuer an. Eine Feuerstelle aus rohen Steinen nebst genügendem Brennholzvorrat ist vorhanden; ferner Tisch, Bank und Heubett, in dem es sich nach eingenommener frugaler Abendmahlzeit ganz leidlich ruht.

Weniger behaglich wird sich das Nachtlager in noch höheren Regionen gestalten, wenn keine Schutzhütte oder das Hospiz eines benachbarten Gebirgspasses in der Nähe

sich befindet. Dann muß das nötige Brennmaterial aus der Baumregion mit hinaufgeschleppt werden. In der Nähe eines Wasserlaufes, unter einem überhängenden Felsen oder hinter einem mächtigen Steinblock, der gegen den schneidenden Wind schützt, wird das wärmende Feuer entzündet, an dem man das Mahl bereitet. Nachher hüllt man sich möglichst gut in die mitgebrachten Decken ein und streckt sich Körper an Körper neben dem verglimmenden Gluthaufen zur kurzen Ruhe aus. In den besuchteren Gegenden des Hochgebirges haben in höchst dankenswerter Weise die Alpenvereine Schirmhütten errichtet, in denen sechs bis zwanzig Personen, an den begangensten Pfaden sogar bis dreißig übernachten können. Kochgeschirr und die sonst erforderlichen Geräte sind vorhanden; den ganzen hinteren Teil der Hütte nimmt eine mit Wildheu oder Stroh reichlich ausgestattete Pritsche ein, und auch an Decken fehlt es nicht.

Bei großen Besteigungen muß oft schon bald nach Mitternacht der weitere Anstieg begonnen werden, während nur der unsichere Schein des Mondes oder einer Laterne den felsigen Pfad erhellt. Zunächst ist auf unserer Wanderung ein Moränengebiet zu durchschreiten — angehäufte Felstrümmer und Sand, die der Gletscher in seinem früheren ausgedehnteren Bestande an den Rändern zurückgelassen hat. Solche Moränen erheben sich oft, wie riesige Dachfirste steil und spitz zulaufend, zu beträchtlicher Höhe über den jetzigen Gletschern und führen dann die Bergsteiger leicht und rasch in die Höhe. Um so schwieriger sind unordentlich übereinander geworfene Gesteinstrümmer oder steile Ufer zu passieren. Ueber einem Absturz mit ganz zerklüftetem, in Zacken aufgelöstem Eis, „Serac“ genannt, wird endlich der krystallene Strom wieder ebener und zusammenhängender: wir betreten den eigentlichen Gletscher.



Einbruch auf einer Eisbrücke.

In solcher Höhe pflegt er beständig überschneit zu sein, und die dadurch versteckten Spalten erheischen im Morgenzwielicht doppelte Vorsicht. Das unter dem linken Arme geknüpfte und von der fortwährend zugbereiten linken Hand lose gehaltene Seil schlingt sich von Brust zu Brust, und sorgsam untersucht der spitze Eisenfuß des Pickelschaftes jeden Augenblick die trügerische Decke. Schmale Spalten, die beiderseits ein sicherer Grund umgiebt, werden ohne weiteres überschritten; wo man aber große Spalten, die das Eisfeld mitunter in seiner ganzen Breite durchziehenden sogenannten Bergschründe, trifft, müssen sie umgangen werden. Mitunter findet man freilich zwischen den auseinanderklaffenden Wänden einzelne Eisschichten, die als freihängende Brücken meist in schräger Richtung von dem einen Ufer zum anderen führen. Wenn nicht stellenweise bloßer dünner Schnee eine Lücke zudeckt, dann gewähren sie, wenigstens für Schwindelfreie, einen gefahrlosen Uebergang. Unser Bild auf S. 210 stellt einen Einbruch auf einer Eisbrücke dar, der aber keine schlimmen Folgen hat, da die übrigen ihre Schuldigkeit thun. Schlimmer gestaltet sich die Sache, wenn an der jenseitigen steilen Wand die eingehackten Pickel plötzlich den Halt verlieren, an denen sich der Führer, in den gehauenen Stufen stehend, wie in den beiden Bäumen einer Leiter emporzuziehen sucht. In solchen gefährlichen Augenblicken müssen die unten auf sicherem Grunde Wartenden feststehen und das Seil anstrecken, damit der Stürzende diesseits auf den weichen Schnee zu liegen kommt und nicht beim Hinabfallen in die Eiskluft Schaden nimmt oder gar die Gefährten mit sich reißt. Einen recht schwierigen Aufstieg veranschaulicht das Bild auf S. 212.

Inzwischen ist die Morgensonne leuchtend emporgestiegen. Man sieht sich nach einem geeigneten Plätzchen zum Frühstücken und zum Anlegen der letzten Ausrüstung

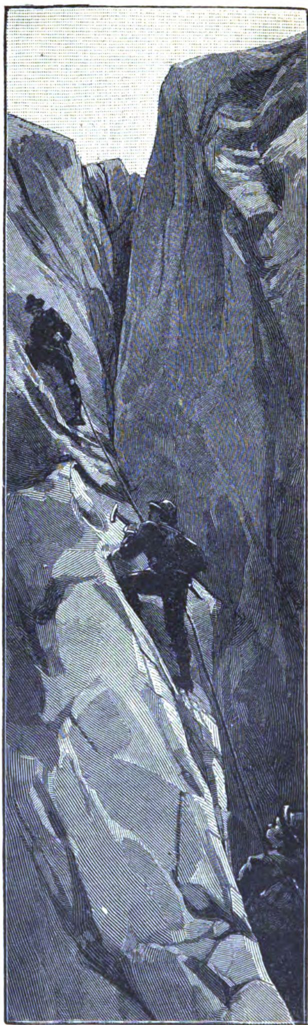


Schwieriger Aufstieg.

um. Der weicher werdende Schnee, durch den man oft auf weite, ermüdende Strecken hindurchstapfen muß, erfordert das Anlegen von Gamaschen, der grelle Reflex

der Sonnenstrahlen Schneebrille und wohl auch Schleier. In dieser Höhe, wo wir uns jetzt befinden, ist schon alles Leben erloschen; kein Gewässer rauscht mehr in der Tiefe, aller Baumwuchs hat aufgehört, nichts Grünes ist mehr zu gewahren, keine Gemse zeigt sich an den schwarzen, weißgefurchten Wänden, und nicht einmal der Pfiff der Murmeltiere ist hier mehr zu vernehmen.

Und abermals geht es mit frischen Kräften aufwärts, über Steintrümmer und Eishänge, bis sich endlich droben am Grat eine Einsenkung zeigt, in der wir den Sattel vermuten dürfen. Noch eine Strecke durch weichen, tiefen Schnee, noch einige Dutzend Stufen in das Eis, und wir stehen droben auf dem Sattel des Gebirgsgrates, wo nun ein wahrhaft majestätisches Schauspiel im strahlenden Sonnenglanze vor uns ausgebreitet ist. Wie in greifbarer Nähe stehen sie jenseits da, die



Auf dem Gletscher.

so oft schon aus der Ferne angestaunten Hochgipfel, von denen das schneeweiße Herrschergewand herniederfließt, während niedrigere Berge sie gleich huldigenden Vasallen umgeben. Und auch diesseits tauchen über dem bisherigen Horizont neue, gewaltigere Bilder auf: starrende Gipfel und silberglänzende Gletscher, während seitwärts daneben



Durch tiefen Schnee.

das spähende Auge über grüne Alpen hinaus zwischen dämmernden Fluren die schimmernden Seen der Ebene gewahrt.

Noch eine letzte Stärkung, das Gepäck wird an sicherer Stelle zurückgelassen und mit aller Vorsicht dann die Ersteigung des eigentlichen Gipfels angetreten, der gänzlich vereist und beschneit sich vor uns gleichsam drohend von dem stahlblauen Firmament abhebt. Ein hartes Stück Arbeit ist es, das noch zu bewältigen bleibt!

Zuerst geht es noch ziemlich rasch die glänzende Schneide hinauf, dann aber wird die Steigung beträchtlicher. Unter der jüngeren Schneedecke befindet sich eine ältere feste Schicht oder hartes Eis, und mit dem Pickel muß Schritt für Schritt der Untergrund eingehackt werden, damit der Fuß festen Stand gewinne. Nur langsam kommt man auf solche Art vom Fleck. Je höher wir emporsteigen, desto steiler wird der Gipfel, so daß kein jüngerer Schnee mehr haftet und nur noch Eis und vereister alter Schnee zu Tage tritt. Immer schwerer wird es, mit den Pickeln die tieferen Stufen zu schlagen, die letzten Kräfte müssen aufgeboten werden, während zuletzt einer immer über dem Haupte des anderen aufwärts strebt. Endlich ein tiefes Aufatmen und ein triumphierender Ausruf des ersten, dem die Gefährten auf dem Fuße folgen: wir sind oben, das Ziel ist erreicht!

Unbeschreiblich großartig ist der Ausblick an einem hellen Morgen namentlich auf einem der gegen die Ebene hin freistehenden Hochgipfel, nicht minder unbeschreiblich aber sind auch die Gefühle der kühnen Bergsteiger, die nun ein solches herrliches Panorama als Lohn ihrer Mühen vor Augen haben. Kaum in Worte zu fassen sind ihre Empfindungen in dieser Weltentrücktheit, dieser feierlichen Stille, wo, wie ein bewährter Hochtourist und Schilderer solcher Fahrten, Ferd. Vetter, schreibt, „neben dem Ticken der Uhr nur das Wallen des Blutes, der Schlag des Herzens hörbar zum Herzen dringt; dazu das Gefühl des eben noch gewaltsam angespannten Körpers, durch eigene Kraft dem Leben da drunten und seinen kleinen Leiden weit, weit entrückt zu sein; dazu — was weiß ich? — all das, was wir nur je unter den höchsten Namen verehrt und schaudernd empfunden haben: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, sichtbar, greifbar in der Gestalt der allgewaltigen, ewigen und ewig jungen Natur — das alles

zusammen an das wehrlose Herz greifend, es rüttelnd, erschütternd in seinen tiefsten Tiefen: stelle sich vor, wer's

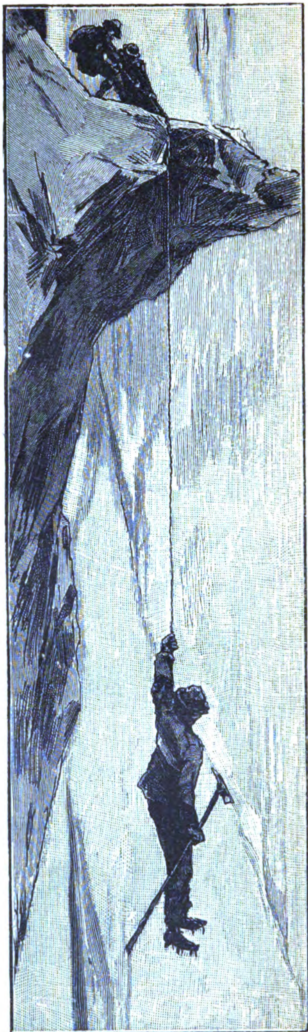


Blick auf einen Gletscher.

kann! Aber es kann's niemand, der's nicht schon erlebt hat, dem nicht auf eisiger Warte das Herz gezittert und heimlich unter augenbeschattendem Glas hervor Thräne auf Thräne die Wange genetzt hat im Weiterwandern durch

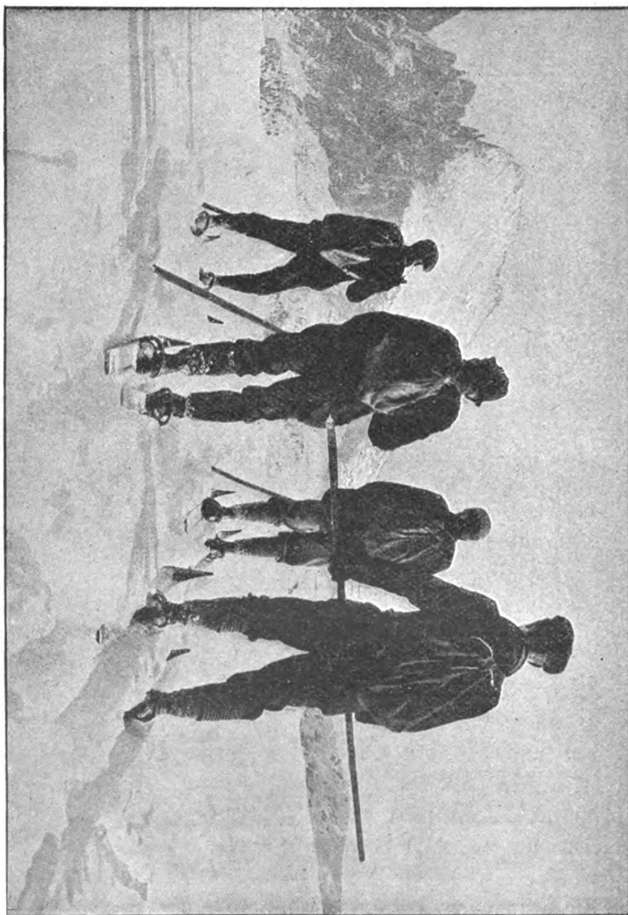
die gewaltigen Schneewüsten, wo unaufhörlich, unwiderstehlich in der stummen Symphonie ihrer Urelemente Natur selbst ihre Größe predigt."

Neidisch verhüllen freilich oft Nebel und Wolken die Rundschau oder doch Teile derselben, und gerade bei voller Klarheit gestattet wieder häufig die oben herrschende scharfe Kälte nur ein kurzes Verweilen auf dem Hochgipfel. Beim Abstieg werden in der Regel, wenigstens bis zum Sattel, die vorher gehauenen Stufen wieder benutzt, indessen ist während der Abwärtsbewegung die Gefahr des Gleitens nicht unerheblich größer, und man muß daher jeden Tritt prüfen und abwägen, um nicht das eigene Leben und das der Gefährten in Gefahr zu bringen. Wenn man zu dreien ist, so wird der schwächste Steiger in die Mitte genommen, der andere Tourist geht an der Spitze, während der er-



Auf dem Abstieg.

fahrene Führer hinten den Anker des Seiles bildet. — Vom Sattel abwärts wird bei bedrohlichem Wetter



Auf Schneeschuhen.

oder auch der Abwechslung halber mitunter ein anderer, bisher noch nicht gemachter „Weg“ — wenn diese Be-

zeichnung hier überhaupt statthaft ist — eingeschlagen, dessen Schwierigkeiten nur zu oft erst nachher in ungeahnter Weise hervortreten, und der sich oft als gänzlich falsche Fährte erweist. Abstiege über Felsen, die von oben nicht völlig überblickt werden können, gestalten sich häufig ungemein schwierig, zumal in diesen Hochregionen nicht nur Verwitterung, Schneefall, Eisbildung und Wiederabschmelzung stete Veränderungen erzeugen, sondern auch immerwährend Stein-, Schnee- und Eislawinen zu fürchten sind. Wenn alle Teilnehmer der Expedition schwindelfrei und erfahrene Bergsteiger sind, dann vermag ein zuverlässiges und geschickt gehandhabtes Seil oft Hindernisse zu bewältigen, die der Unerfahrene einfach für unüberwindlich halten würde. Mitunter bleibt aber auch nichts anderes übrig, als umzukehren oder einen anderen Weg aufzusuchen, sei es auch erst am anderen Morgen.

Eine solche schwierige Episode beim Abstieg schildert zum Beispiel Dr. R. Schaefer, der mit dem Führer Hans Brawand und einem von zwei Führern begleiteten Engländer, Mr. James Drummond, das Schreckhorn (4080 Meter) bestiegen hatte, folgendermaßen: „Lange waren wir schon in einer unten mit Gletschereis bedeckten Schlucht abwärts geklettert, als das Felsband, das wir benutzten, plötzlich ein Ende nahm und der Bach, der uns bisher begleitet hatte, als Wasserfall zum Gletscher hinabstürzte. Nach kurzer Ratlosigkeit ließ ich mich von Hans an das Ende eines zwanzig Meter langen Seiles binden und wurde von ihm über den Felsvorsprung auf den Gletscher hinabgelassen. Bei dieser Gelegenheit kletterte ich so lange, als es anging, dann kam der unvermeidliche Ruck, durch welchen mein Leben an ein Seil gehängt wurde und ich, von Hans allein gehalten, immer tiefer sank. Hinunter hatte ich noch nicht gesehen; ich bemerkte



Auf falscher Fährte.

nun zu meiner Ueberraschung, daß unter mir kein Gletscherboden kam, sondern eine mehrere Meter breite Kluft zwischen Eis und Felswand. Das Seil reichte gerade bis zum Niveau des Gletschers, und es glückte mir durch Hin- und Herschwingen, denselben zu erreichen. Hans ließ nun auf die gleiche Weise Herrn Drummond und seine beiden Führer herab, und er selbst — im Notfalle hätte er das Seil oben festgebunden und geopfert — kletterte an einer seitlich gelegenen, leichteren Stelle herab, auf welche er von uns aufmerksam gemacht wurde."

In anderen Fällen pflegt sich der letzte der Gesellschaft, gewöhnlich der Führer, an dem doppelt um den geeigneten Felsenvorsprung gelegten Seile herabzulassen, nachdem die übrigen ihm vorangegangen. In dieser Art der Verwendung des Seiles liegt die Möglichkeit zur Ueberwindung beson-

ders heikler Passagen. An nicht zu steilen und unten sanft auslaufenden Halden können ohne Gefahr Rutschfahrten angestellt werden; aufrecht auf beide Füße gestemmt und rücklings auf den als Bremse dienenden Stock oder Pickel gelehnt, saust man mit Windeseile da hinunter, wo man in der Frühe mühsam bergan keuchte.

Nicht unerwähnt möge auch bleiben, daß man neuerdings auf Hochgebirgstouren mit ausgezeichnetem Erfolge sich der Schneeschuhe bedient, wenn es sich um die Ueberschreitung ausgedehnter Schneeflächen handelt. Unser Bild auf S. 218 stellt eine Gruppe von Skiläufern im Gebiete der Südtiroler Alpen am Fuße des Langkofels (3178 Meter) dar.

Wie groß aber auch die Genüsse einer Hochgebirgsfahrt, wie wir sie vorstehend zu schildern versuchten, sein mögen, trotzdem begrüßen doch die aus den Regionen des ewigen Schnees und Eises Heimkehrenden mit Freuden das erste Grün; sie vernehmen mit Entzücken den ersten Hirtenjodler und erwidern mit sonst ungewohnter Herzlichkeit die Grüße der Thalbewohner.





Handarbeit und Maschinenindustrie.

Eine vergleichende Darstellung. Von K. Riemler.



Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Maschine hat infolge der großartigen Entwickelung der neueren Technik eine umfassende, das ganze soziale Leben der Gegenwart beeinflussende Bedeutung erlangt, die noch in stetem Wachsen begriffen ist und für die künftige Gestaltung der wichtigsten Kulturverhältnisse vorzugsweise maßgebend sein wird. Sie hat vielseitige und gewaltige Ummandlungen in der menschlichen Arbeit und in der gesellschaftlichen Stellung der Arbeiter bewirkt und der allgemeinen Volkswohlfahrt einen mächtigen Aufschwung verliehen. Allerdings weist dieser neben unverkennbaren großen Lichtseiten auch zahlreiche, zum Teil recht düstere Schattenseiten auf, deren Milderung und gänzliche Beseitigung zu den wichtigsten volkswirtschaftlichen und gesetzgeberischen Aufgaben der Gegenwart gehört.

Die durch die Maschinenindustrie verursachten Uebelstände sind nicht erst in unserer Zeit zu Tage getreten; sie zeigten sich, allerdings in geringerem Umfange, schon gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts bei der auf die Er-

findung der Dampfmaschine folgenden Einführung des Fabrikbetriebs, durch dessen übermächtige Wirkung der kleine Gewerbetreibende immer mehr in den Hintergrund gedrängt und schließlich vielleicht ganz aufgesogen werden wird. Diese unvermeidliche Schädigung mußte naturgemäß den Haß des Handwerkers gegen die Maschine erwecken, in welcher er seine schlimmste Feindin erblickte. Dieser Haß und eine oft unbegründete Angst vor den vermeintlichen nachteiligen Folgen des Maschinenbetriebs hat seit mehr als hundertfünfzig Jahren zu zahlreichen Ausschreitungen geführt, unter welchen namentlich die Erfinder neuer Maschinen oft schwer zu leiden hatten, wie folgende Beispiele zeigen.

Seit der Erfindung des Spinnrades durch Johann Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig im Jahre 1530 haben fast alle Versuche, die Geräte und Methoden der Spinner und Weber zu verbessern, den Erfindern solcher Verbesserungen Unglück gebracht. Man hielt eben nach damaliger Anschauung jede Erfindung für schädlich, die mehr leistet, als man wünscht, oder die zur Verfertigung so vieler Waren, als der jetzige Verbrauch erfordert, eine große Anzahl der bisherigen Arbeiter entbehrlich macht, also diese außer Verdienst setzt, und die eben deswegen, so sinnreich sie auch ausgedacht sein mag, von der Obrigkeit unterdrückt werden müsse. So bezahlte im Jahre 1586, wie Dr. H. Grothe in seinem Buche „Bilder und Studien zur Geschichte der Industrie und des Maschinenwesens" mitteilt, ein gewisser Anton Moller in Danzig die Erfindung einer Bandmühle mit dem Tode, und ein gleichzeitiger Schriftsteller bemerkt dazu lakonisch: „Die Erfindung ist von Magistrats wegen unterdrückt, da sie Arbeiter zu Bettlern gemacht; der Erfinder aber ist erstickt oder ersäuft worden." Die von dem Unglücklichen erfundene nützliche Maschine kam infolge verschiedener obrig-

keitlicher Verbote erst hundertunddreißig Jahre später zur allgemeinen Einführung.

Nicht viel besser erging es einigen englischen Erfindern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Der Pfarrer William Lee, der 1589 eine Strickmaschine erfunden hatte, mußte sich vor den Anfeindungen der Arbeiter nach Frankreich flüchten, wo er mit seiner nützlichen Erfindung eine freundliche Aufnahme fand. Im Jahre 1733 mußte John Kay, der Erfinder bedeutender Verbesserungen am Webstuhl, vor der Wut des Pöbels ebenfalls nach Frankreich flüchten, wo er in Armut und Elend starb.

Als James Hargreaves, ein einfacher Weber zu Standhill bei Blackburn, im Jahre 1768 seine Spinnmaschine erfunden hatte, zogen die aufgebrachten Arbeiter vor sein Haus, erstürmten es, und zertrümmerten die Maschinen und sonstigen Gerätschaften in seiner bescheidenen Wohnung, wodurch sich der Erfinder veranlaßt sah, mit seiner Familie nach Nottingham zu ziehen. Dort entstanden nach und nach verschiedene Spinnereien, die jedoch im Jahre 1779 während eines Arbeiteraufstandes erstürmt und zerstört wurden. Diese schlimmen Vorgänge und mannigfache Anfeindungen verbitterten Hargreaves das Leben und stürzten ihn in das Elend.

Die Erfindung des mechanischen Webstuhls durch den englischen Pfarrer Cartwright im Jahre 1785 rief eine wilde Erbitterung unter den Webern hervor, welche alle neuen Maschinen zerstörten. Aehnliche bedauerliche Vorkommnisse traten auch in Frankreich den Verbesserungen und Erfindungen hemmend in den Weg. Als Jacquard zu Anfang unseres Jahrhunderts den nach ihm benannten sinnreichen Webstuhl erfunden hatte, verfolgten ihn die Weber von Lyon und wollten ihn in die Rhone werfen, ein Schicksal, vor dem er glücklicherweise durch die Polizei bewahrt wurde. Auch die Erfindung der Nähmaschine

durch Timonnier im Jahre 1829 führte zu Unruhen, denn nachdem in Paris ein Geschäft mit Nähmaschinenbetrieb eingerichtet worden war, rotteten sich alle Schneider der Stadt zusammen, erstürmten die Fabrik und warfen die Maschinen zum Fenster hinaus.

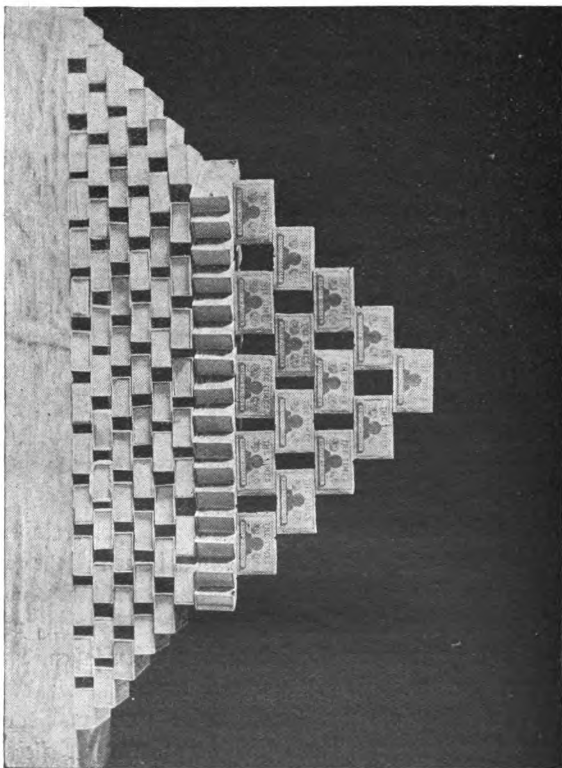
Auf dem Gebiete des Verkehrswesens ist die Einführung von Neuerungen und Verbesserungen in zahlreichen Fällen, und zwar bis in die neueste Zeit, ebenfalls heftigem Widerstande begegnet. Als Johann Curr im Jahre 1776 statt der damals in Kohlengrubengegenden üblichen hölzernen Schienenwege eine Gußeisenbahn auf hölzernen Grundschwellen erbaute, standen die Kohlengräber selbst wider ihn auf, rissen die Schienen heraus und zwangen ihn zur Flucht in den nahen Wald, wo er sich mehrere Tage lang versteckt hielt.

Die Vermessung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn im Jahre 1821 rief den hartnäckigsten Widerstand der Grundeigentümer und Pächter hervor, welche die Geometer gröblich beleidigten und mißhandelten. Der schon damals hervorragende Ingenieur Georg Stephenson, der drei Jahre später die Vermessung wieder aufnahm, schildert die ihm dabei bereiteten Schwierigkeiten folgendermaßen: „Man drohte mir mit einem unfreiwilligen Bade im Teiche, wenn ich von meinem Beginnen nicht abstände, und so mußte denn die Vermessung großenteils ganz verstohlen, das heißt wenn die Leute beim Essen saßen, vorgenommen werden. Nachts war nichts zu machen; denn sowohl bei Tag als bei Nacht paßte man uns auf, und um uns zu vertreiben, ließ der Verwalter fleißig schießen."

Selbst im Parlament war der Widerstand gegen das neue Unternehmen sehr groß; Stephenson mußte vor einer Kommission erscheinen, wo etwa zehn Advokaten ein wahres Kreuzverhör mit ihm anstellten, um ihn zu ver-


Zündholzfabrikation: Leistung der Handarbeit.

wirren. Unter seinen treffenden Antworten hat die nachstehende große Volkstümlichkeit erlangt. „Nehmen wir nun aber an,“


Zündholzfabrikation: Leistung der Maschine.

fragte ein Kommissionsmitglied, „es komme bei einer Geschwindigkeit von neun bis zehn Meilen der Maschine eine Kuh in den Weg; glauben Sie nicht, daß das recht fatal wäre?“

„In der That, recht fatal ... für die Kuh,“ erwiderte verschmitzt lächelnd der Ingenieur.

So hatte der „Vater der Eisenbahnen“ unendliche Schwierigkeiten zu beseitigen, Anfeindungen aller Art, Spott und Hohn zu überwinden, bevor er zu seinem bewunderungswürdigen Ziele gelangte.

Die wenigen angeführten Beispiele zeigen, daß auch die nützlichsten Erfindungen anfänglich mit dem Unverstand und Widerwillen der Menschen zu kämpfen hatten und erst allmählich



Cigarettenfabrikation: Die Tabakmenge, welche der Handarbeiter verarbeitet.



Cigarettenfabrikation: Die Tabakmenge, welche die Maschine verarbeitet.

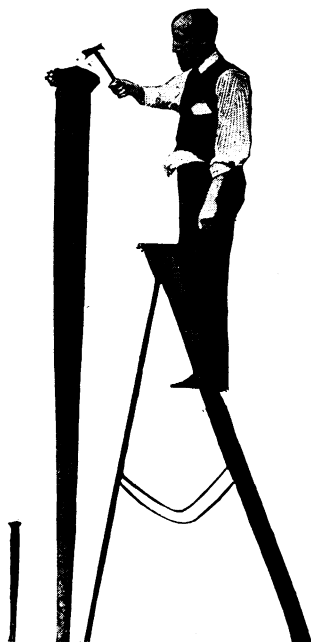
zur Geltung kamen. Das Ergebnis dieser Kämpfe war überall das gleiche: der Sieg der Maschine über die Handarbeit. Wie groß die Ueberlegenheit der Maschine ist,

die sich auf fast allen Gebieten der Industrie in stets wachsendem Maße geltend macht, zeigt in anschaulicher Weise die nachstehende vergleichende Darstellung einzelner Fälle. — Ein guter *Zündholzarbeiter* kann in einem achtstündigen Arbeitstage etwa 8000 Holzstäbchen, also 1000 in der Stunde, mit der Hand anfertigen; die Maschine dagegen schneidet in derselben Zeit 17,000,000



Ein Tagewerk des Kerzenziehers und der Kerzengiessmaschine.

Stück, zu deren Verpackung 300,000 Schachteln erforderlich sind. Eine einfache Umrechnung zeigt, daß in der Zeit, in welcher der Handarbeiter 3 Stäbchen schneidet, die Maschine deren 6375 oder etwa 100 Schachteln voll herstellt. Diese Maschine ist sehr einfach, nur ein Hobel mit einem Eisen, dessen Schneide aus einer Anzahl kleiner, kreisförmiger oder quadratischer Dibbeleisen besteht, welche auf Langholz vorgeschoben werden und lange, dünne Holzstäbchen zur Anfertigung von Zündhölzchen erzeugen.



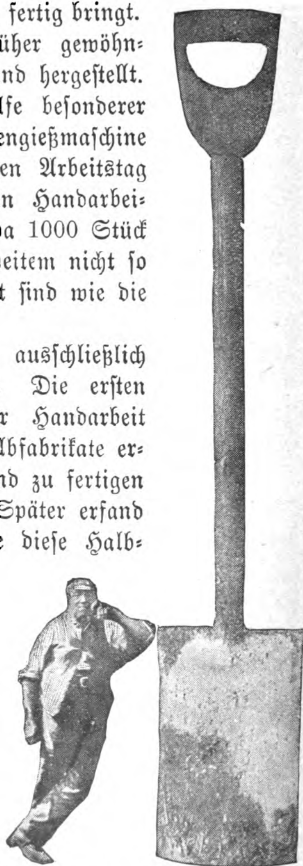
Der grosse Nagel stellt die Leistung einer stündlich 60,000 Stück liefernden Maschine, der kleine die eines Handarbeiters in derselben Zeit dar.

Die Cigaretten, die sich die Raucher früher mit Vorliebe selbst rollten, werden gegenwärtig mit Hilfe sinnreicher Maschinen im großartigsten Maßstabe fabrikmäßig hergestellt. Eine solche Maschine besorgt ganz selbstthätig das Aufnehmen des Cigarettenpapiers, das Stempeln und Schneiden desselben, das Rollen der Blättchen zu Hülsen, das Gummieren des Randes, das Auftragen und Einrollen des Tabaks, das Schließen am Ende, das Ankleben des Randes und endlich das Verpacken der fertigen Cigaretten in Schachteln. Sie liefert in einer Minute 500, in einer Stunde 30,000 Stück, während ein

gewandter Arbeiter in derselben Zeit nur 150 Cigaretten, also den zweihundertsten Teil, fertig bringt.

Die Kerzen wurden früher gewöhnlich durch Ziehen mit der Hand hergestellt. Jetzt gießt man sie mit Hilfe besonderer Maschinen. Eine solche Kerzengießmaschine liefert in einem zehnstündigen Arbeitstag etwa 7000 Stück, während ein Handarbeiter in derselben Zeit nur etwa 1000 Stück ziehen kann, die zudem bei weitem nicht so regelmäßig und schön geformt sind wie die gegossenen Kerzen.

Nägel wurden früher ausschließlich durch Schmieden angefertigt. Die ersten Maschinen zur Ersetzung der Handarbeit waren Walzwerke, welche Halbfabrikate erzeugten, die dann mit der Hand zu fertigen Nägeln verarbeitet wurden. Später erfand man Schmiedemaschinen, die diese Halbfabrikate in Nägel verwandelten. Zur Beseitigung des Glühens ersann man Maschinen, welche die Nägel durch Zerschneiden von gewalzten Eisenschienen in kaltem Zustande herstellen, wobei die Köpfe derselben durch Handarbeit oder mit einer besonderen Maschine gebildet werden. Die Herstellung von Drahtstiften und Gußnägeln erfordert wieder ein anderes Verfahren und andere Maschinen. —



Um den Wettkampf mit dem Erdbagger aufnehmen zu können, müsste der Erdarbeiter eine solche Riesenschaufel verwenden.

Nicht anders als bei den eben genannten Erzeugnissen

des ehemaligen Handwerks verhält es sich bei ganz gewöhnlichen Arbeiten. Die Maschine ist der Hand auch dort weit überlegen. Das links stehende, einen Erdarbeiter und eine große Schaufel darstellende Bild zeigt, mit was für einer Riesenschaufel ein Mann arbeiten müßte, um dieselbe Leistung zu erzielen wie ein mit Dampf betriebener Erdbagger (Exkavator).



Ziegelfabrikation: Leistung des Handarbeiters.

Ziegel wurden früher stets mit der Hand gemacht; in neuerer Zeit aber ist der Handbetrieb eingeschränkt



Ziegelfabrikation: Leistung der Maschine.

und durch die Maschinenarbeit ersetzt worden. Eine Ziegelpresse leistet so viel wie zehn Arbeiter, denn sie liefert in einer Stunde etwa 3000 Backsteine, ein guter Handarbeiter dagegen nur 300.

Selbst auf Gebieten, welche bisher ausschließlich auf Handarbeit angewiesen waren, wird letztere immer mehr durch die Maschine verdrängt, zum Beispiel auf dem des Schriftsetzens, das nun dank der außerordentlich sinnreichen Erfindung der Setzmaschine (Linotype) auch auf mechanischem Wege besorgt werden kann.


Daily Mail.

Leistung der Setzmaschine (7 Spalten) gegenüber der Leistung des Setzers (1¾ Spalte).

Den Maschinen verdanken wir auch die großartigen Fortschritte im Verkehrswesen, welche unserer Zeit ein ganz besonderes Gepräge verleihen und sie so vorteilhaft vor früheren Jahrhunderten auszeichnen.

Ohne Benutzung der modernen Verkehrsmittel würde eine Reise um die Erde zu Pferd und Wagen bei einer täglichen Durchschnittsleistung von 76 Kilometer 480 Tage beanspruchen, während sich eine solche mit Hilfe der Eisenbahnen und Dampfschiffe jetzt in 70 Tagen ausführen

läßt. Man kann also sagen, daß die modernen Verkehrs-einrichtungen die gewaltigen Entfernungen gekürzt und die Größenverhältnisse der Erde gleichsam in dem hier bildlich dargestellten Maße verkleinert haben.



Grösse der Erde für den Reisenden im Schnellzug.

Aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß die Bedeutung der Maschinen für die Entwickelung der modernen materiellen Kultur darin liegt, daß sie Menschen- und Tierkräfte ersparen und vorteilhaft ersetzen

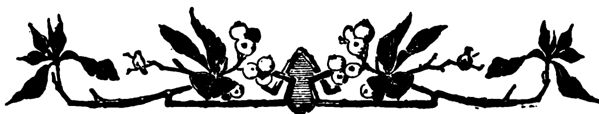


Grösse der Erde für den Reisenden zu Pferd oder Wagen.

können, eine große Schnelligkeit und Stärke des Verkehrs gestatten und die Quantität, Qualität und Wohlfeilheit der Arbeit erhöhen.

Diesen mannigfachen Vorzügen stehen aber auch bedeutende Nachteile gegenüber. Die Maschinenindustrie hat die Klassengegensätze verschärft, indem sie einer kleinen Anzahl Unternehmer eine große Zahl von wirtschaftlich unselbständigen Lohnarbeitern gegenüberstellt, und hat dadurch die brennendste Frage unserer Zeit, die Arbeiterfrage, geschaffen, deren Lösung eine der schwierigsten Aufgaben des neuen Jahrhunderts bildet.





Mannigfaltiges.



Sie mag erst noch wachsen. — Im Jahre 1635, zu einer Zeit also, in welcher fast sämtliche europäische Staaten miteinander im Kriege lagen, brachen auch Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Spanien aus, welche volle vierundzwanzig Jahre hindurch währen sollten.

Es bildeten sich in Frankreich sofort Freiwilligencorps, welche unter dem Oberbefehl des jungen Grafen v. Mirlemont, der den Rang eines Generals bekleidete, den Eindringlingen entgegentreten sollten. Bevor der Graf aber mit seinen Truppen die Hauptstadt verließ, hatte er noch eine Privatangelegenheit zu erledigen, nämlich — sich zu verheiraten.

Dieser Umstand würde vielleicht nicht besonders erwähnenswert sein, wenn die ihm bestimmte Gattin nicht erst in dem Alter von vierzehn Jahren gestanden hätte.

Es ist bekannt, daß in jener Zeit, sowie im noch früheren Mittelalter bei Hofe und unter dem hohen Adel derartige Heiraten eingegangen wurden, ja, man scheute nicht davor zurück, wenn es die hohe Politik erforderte, die Kinder schon in der Wiege miteinander zu vermählen.

Graf Mirlemont war ein durchaus verständiger dreißigjähriger Mann, dem das Unsinnige dieser Heirat keinen Augenblick entging. Die vierzehnjährige Marquise Heloise v. Seymour war jedoch Erbin eines ungeheuren Reichtums und eines umfangreichen Gutsbezirkes, welcher den Besitzungen des Grafen benachbart war. Auf diesen letzteren hafteten viele Schulden; die

beiderseitigen Verwandten und Freunde des Grafen und der Marquise glaubten daher, daß die Verbindung zwischen dem Paare beiden von Nutzen wäre, aber alle Ueberredungsversuche waren bisher an dem Widerstande des Grafen gescheitert, bis endlich der König selbst sich ins Mittel legte und die Heirat geradezu befahl.

Nun gab Graf Mirlemont nach, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sofort nach vollzogener Trauung auf sein Roß steigen und in den Krieg ziehen dürfe, während seine junge Gemahlin ihn daheim auf den Gütern erwarten solle.

So geschah es denn auch.

Schon nach zwei Jahren war Heloise zu einer stattlichen Schönheit herangereift, so daß die Verwandten dem Grafen in das Feldlager schrieben, es wäre endlich an der Zeit, aus der Scheinehe eine wirkliche zu machen, und er möge bald seiner jungen Frau einen Besuch abstatten.

Die Antwort des Grafen bestand nur in den Worten: „Sie mag erst noch wachsen." Auch später, als diese Zuschriften und Aufforderungen sich wiederholten, hatte der Graf dieselbe Antwort.

Schließlich traf ein Schreiben seiner jungen Gattin selbst ein, worin sie ihn bat, wenigstens auf kurze Zeit zurückzukehren, um wichtige Veränderungen auf den Gütern zu vollziehen. Der Graf begnügte sich damit, auch jetzt wieder eine Karte zu senden, auf der nur die Worte standen: „Sie mag erst noch wachsen."

Von dieser Zeit an erhielt der Graf, mit Ausnahme der Berichte seiner Verwalter, kein Lebenszeichen aus der Heimat mehr. Im Feldlager zu Biarritz, von wo aus er zu verhindern hatte, daß die Spanier die Grenze überschritten, vergaß man allmählich, daß Graf Mirlemont überhaupt verheiratet sei, und die Damen, welche aus Paris oder der Provinz ihre Angehörigen unter den Offizieren besuchen kamen, erprobten mehr als einmal die Festigkeit des Grafen, indem sie einen Sturm auf sein Herz unternahmen. Aber je dringender diese Versuche waren, um so mehr zog sich der Graf zurück, bis er schließlich Damengesellschaft ganz und gar zu meiden suchte.

Und doch sollte auch seine Stunde schlagen. Sein Stellvertreter in der ihm unterstehenden Heeresabteilung war der Oberst

v. Filibert, ein über sechzig Jahre alter Mann, und der Graf erwies seinem Alter die Ehre, daß er bei Beratungen über den Feldzug ihn nicht zu sich entbieten ließ, sondern ihn selbst in seinem Zelt besuchte. Schon einigemal hatte er bei dieser Gelegenheit ein junges Mädchen von auffallender Schönheit bemerkt, das bei seiner Ankunft stets sofort im Innern des Zeltes verschwand.

Endlich konnte er sich nicht enthalten, den Obersten wie beiläufig nach der jungen Dame zu fragen.

„Es ist meine Nichte, welche meine Frau vor einigen Tagen auf ihren eigenen Wunsch mitgebracht hat,“ lautete die Antwort. „Sie wollte gern einmal aus eigener Anschauung ein Feldlager kennen lernen.“

Seit dieser Zeit wurde der Graf geselliger, er nahm sogar an einem in Biarritz stattfindenden Tanzvergnügen der Offiziere teil, obwohl er sonst noch nie zu einem solchen Zwecke das Lager verlassen hatte. Bald war es offenkundig, daß er der Nichte des Obersten v. Filibert den Hof mache. In der That wuchs die Liebe des Grafen zu dem jungen Mädchen, und vergebens kämpfte er selbst gegen diese immer mehr wachsende Neigung an.

Eines Tages endlich, als er die junge Dame allein im Zelt des Obersten traf, legte er ihr in glühenden Worten ein Geständnis ab.

Dieselbe lächelte nur, und als er in sie drang, erwiderte sie: „Ich zweifle an der Aufrichtigkeit Ihrer Neigung, Herr Graf.“

„Dieser Zweifel kann nicht ernst gemeint sein,“ rief er aus, „Ihnen muß es längst klar sein, wie groß meine Liebe ist.“

„Mag sie noch so groß sein — sie mag erst noch wachsen.“

Die letzten Worte betonte sie so auffällig, daß ihre besondere Bedeutung dem Grafen nicht entgehen konnte.

„Diese Worte,“ sagte er erblassend, „stammen aus der Umgebung meiner —“

„Nein, sie kommen von Ihrer Frau selbst.“

Ueberrascht starrte er die ihm Gegenüberstehende an, und jetzt nahm er plötzlich ein kleines goldenes Brillantkreuz wahr, das er aus dem Familienschmuck seiner Mutter entnommen und

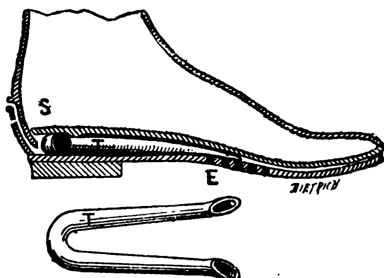
seiner kleinen Frau am Hochzeitstage geschenkt hatte, und nun erkannte er auch die Züge des Kindes wieder, mit dem er vor dem Altar gestanden hatte.

„Heloise, kannst du mir verzeihen?" rief er vor ihr niederknieend.

„Nicht hier," erwiderte sie lächelnd, „aber auf unseren Gütern will ich meinen Gemahl gern empfangen, wenn er findet, daß ich jetzt erwachsen genug bin."

Noch an demselbigen Tage übertrug der Graf den Oberbefehl dem Obersten v. Filibert und reiste mit seiner jungen Frau nach den Gütern ab. M. H—d.

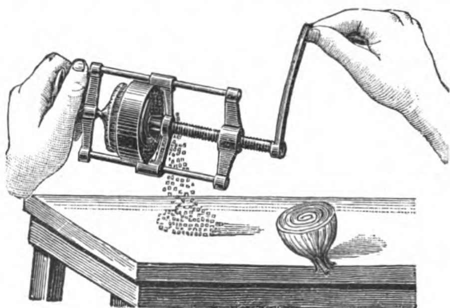
Neue Erfindungen: I. Schuhe mit elastischer Lüftungsvorrichtung. — Beim Gehen stößt unsere Ferse jedesmal viel härter auf dem Boden auf als der übrige Teil des Fußes, weshalb man ja unwillkürlich auf den Fußspitzen geht, wenn man möglichst wenig Geräusch machen will. Die durch das Aufstoßen der Ferse hervorgebrachte und durch den ganzen Körper fortgepflanzte Erschütterung, die sich auf einer Wanderung etwa 1200mal innerhalb eines Kilometers wiederholt, ist eine der Hauptursachen der Ermüdung.



Durchschnitt des Schuhs mit elastischer Lüftungsvorrichtung.

Ein französischer Militärarzt suchte jenen „Choc" dadurch zu mildern, daß er den Absatz elastisch machen wollte und zu dem Zweck aus Kautschuk herstellen ließ; die Sache hat sich aber bei den Versuchen nicht bewährt. Neuerdings hat nun H. del Pablo Schuhe mit elastischer Unterlage, die gleichzeitig auch als Lüftungsvorrichtung wirkt, anfertigen lassen, die unsere Abbildung veranschaulicht. Es sind zu ihrer Anbringung Doppelsohlen erforderlich. Zwischen Obersohle S und Absatz wird eine hufeisenförmige Gummiröhre T

(von der wir auch eine besondere Abbildung geben) angebracht, mit Oeffnungen, denen in der Untersohle bei E angebrachte Löcher entsprechen. Beim Gehen wird nun die Gummiröhre jedesmal, wenn der Fuß die Erde berührt, zusammengedrückt, während sie sich beim Heben des Fußes wieder ausdehnt. Dadurch wird einmal der Stoß beim Aufprallen des Hackens gemildert und zweitens durch die zwischen Ober- und Untersohle stattfindende Ventilation einem Erhitzen des Fußes vorgebeugt. Angestellte Versuche haben gezeigt, daß dieser eigenartige Schuh in der That die eben angeführten Vorteile bietet. Wenn man längere Zeit durch Schmutz und Staub geht, so ist zwar vorherzusehen, daß die eingelegte Gummiröhre bald ihre blasebalgartige Wirkung



Zwiebelschneidemaschine.

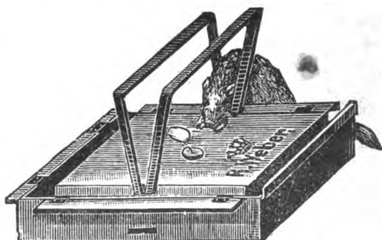
einbüßen wird, immerhin aber wirkt sie dann noch als elastische Unterlage für die Ferse und mildert den Stoß beim Aufsetzen der letzteren auf den Boden. Fr. R.

II. Zwiebelschneidemaschinen. — Unser Zeitalter strebt auf allen Gebieten dahin, der menschlichen Hand die gröbsten, widrigsten und peinlichsten Arbeiten nach Möglichkeit immer mehr abzunehmen und sie der Maschine zu übertragen. Dies zeigt sich auch im Haushalt und in der Küche, wo kleine Hilfsmaschinen von Jahr zu Jahr mehr Eingang finden. Nicht alle sind ja brauchbar und erhalten sich auf dem Markte, aber viele sind auch noch nicht so bekannt und verbreitet, als sie es verdienen.

Wäre zum Beispiel die von uns abgebildete Zwiebelschneidemaschine in jeder Küche zu finden, wie viele Millionen salziger Thränen würden unseren Hausfrauen und Köchinnen erspart bleiben! Die Zwiebel ist ohne Zweifel ein wohlschmeckendes und bei mäßigem Gebrauche auch gesundes Gewürz, das die allgemeine Beliebtheit, die es genießt, verdient, aber sie für den Gebrauch in der Küche zuzurichten, ist sicherlich kein ungetrübtes Vergnügen, und selbst der standhaftesten Weiblichkeit gehen dabei die Augen über. Dies wird ganz vermieden durch Anwendung der Zwiebelschneidemaschine, die außerdem schnell und genau arbeitet und so gut wie gar keine Aufmerksamkeit erfordert, wie das Zwiebelschneiden mit dem Küchenmesser. Die Maschine wird in die linke Hand genommen, die eine Hälfte der geschälten und in der Mitte durchgeschnittenen Zwiebel mit der Schnittfläche auf den flachen geschlitzten Teller zwischen diesem und dem Messingring der Maschine gelegt und darauf mit der rechten Hand die Kurbel gedreht. Die Maschine schneidet die Zwiebel in ganz kleine, gleichmäßige, würfelförmige Stücke, die auf das Küchenbrett fallen. Da der Apparat vollständig verzinkt ist, so kann auch nichts daran rosten. Besonders für große Hauswirtschaften oder Gasthäuser, wo täglich viele Zwiebeln gebraucht werden, ist dieser Zwiebelschneideapparat für das Küchenpersonal eine bedeutende Annehmlichkeit, von der größeren Reinlichkeit der Manipulation gar nicht zu reden. F. Z.

III. Die Vertilgung des Raubzeuges mittels Fangeisen. — Auf der Pariser Weltausstellung erregt in der deutschen Abteilung die Ausstellungsgruppe der ältesten deutschen Raubtierfallenfabrik von R. Weber in Haynau (Schlesien) die Anerkennung aller Sachverständigen. Zur Hebung des Wildstandes ist die Vertilgung des schädlichen Raubzeuges das beste Mittel. Seitdem man sich davon überzeugt hat, daß dem Legen von Giftbrocken auch viele nützliche Tiere des Waldes zum Opfer fallen, kehrt man neuerdings erfreulicherweise wieder zum Raubtierfange mit geeigneten Werkzeugen, wie sie die genannte Fabrik in zahlreichen, den verschiedenen Zwecken angepaßten Konstruktionen liefert, zurück. Zum Fangen von Füchsen, Dachsen, Mardern und Fischottern haben sich die verschiedenen Arten der

Weberschen Tellereisen ausgezeichnet bewährt; desgleichen die größte und stärkste Sorte dieser Raubtierfallen in den Tropen für Tiger, Panther, Löwen u. s. w., namentlich beim Tigerfang auf Sumatra. In St. Cyr Medan auf Sumatra wurde in einem dieser Eisen ein prachtvoller Königstiger gefangen. Eine höchst sinnreiche Konstruktion ist auch die sogenannte „Humanitätsfalle", die sich je nach Größe zum Fangen jeglichen Raubzeuges, vom Wiesel bis zum Löwen, eignet. Die aus Holz oder Eisen hergestellte Falle ist von größter Einfachheit und versagt niemals. Der Hauptvorteil besteht jedoch in ihrer Vielseitigkeit. Man kann darin das Raubzeug lebend und unversehrt fangen; durch Auswechseln des Fangkastens mit dem sogenannten Totschläger läßt sich jedoch die Falle auch so herstellen, daß sie beim Fangen das Raubzeug sofort tötet. Während sich in den gegen Marder und Iltis aufgestellten Tellereisen und ähnlichen Fallen oft auch Hauskatzen zum Verdruß ihrer Besitzer fangen, ist diese Möglichkeit durch das Anbringen der sogenannten Katzenschoner vollständig ausgeschlossen. Bei den aus Eisen hergestellten Fallen bringt Weber endlich je zwei Transport- oder Versandkasten an, die durch je eine mittels eines Schiebers verschließbare Oeffnung mit der Falle in Verbindung stehen. Ist die Falle fertig gemacht, so bleibt bei einem Kästchen die Oeffnung geschlossen, bei dem anderen offen. Fängt sich geringeres Raubzeug, wie Marder, Iltis, Wiesel, dann kriecht es in das dunkle Transportkästchen. Der Fänger braucht dann nur den Schieber zuzuschließen und das Kästchen aus dem Falzen herauszuziehen. Das im Kästchen befindliche Stück Raubzeug läßt sich darin bequem nach Hause tragen und auch versenden. Fr. R.



Webers Marderfalle.

Der böse Name. — Dem alten Duport, der vor achtzig Jahren Direktor des k. k. Hofoperntheaters am Kärnthner Thor in Wien

war, fehlte einmal ein Tenor für zweite Partien. Er beauftragte den Kapellmeister, nach einem solchen zu suchen, und so meldete sich denn auch eines Tages ein junger Mann, der sich als der gesuchte Tenor vorzustellen wünschte. Der Direktor musterte seine Figur eine kurze Weile mit Kennerblicken, entdeckte aber nichts Mißfälliges an ihr. Etwas ungelenk, etwas sehr schüchtern freilich schien der junge Mann noch zu sein. Indessen das gab sich schon, wenn nur Stimme und Schule da waren, wenn er nur singen konnte.

„Wie eißen?" fragte Duport, der geborener Pariser war.

„Zdrski," war die Antwort.

Der höfliche Franzose, in der Meinung, der junge Mann habe geniest, neigte ein wenig das Haupt und murmelte ein: „Santé!" Dann wiederholte er: „Wie eißen?"

„Zdrski," klang es wiederum zurück.

Abermals neigte Duport das Haupt und murmelte sein: „Santé!" Zum drittenmal fragte er danach: „Wie eißen?"

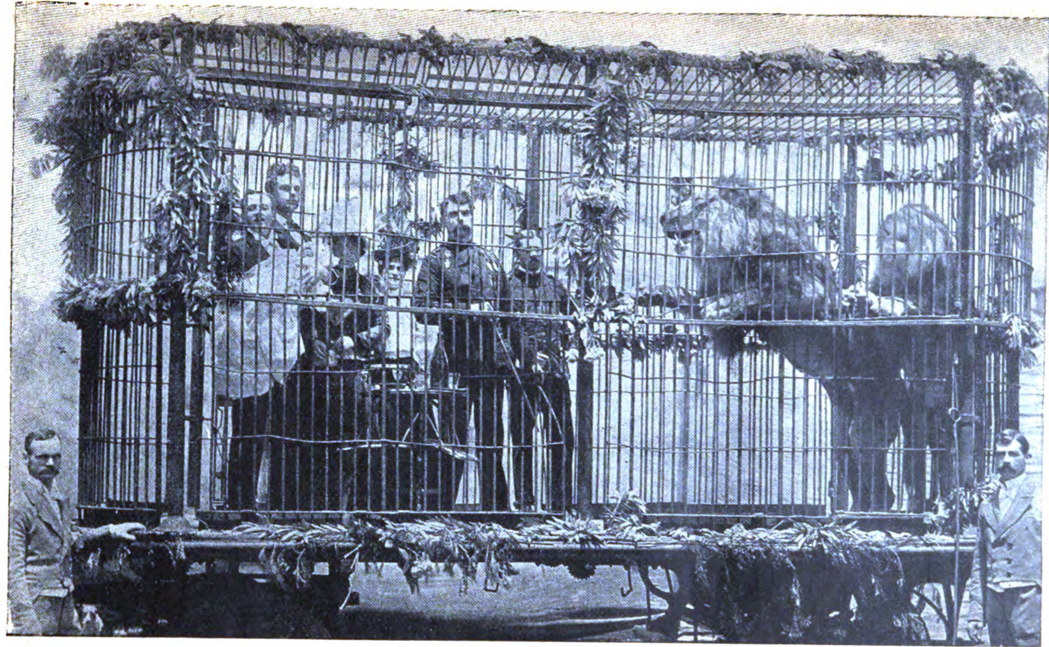
Und zum drittenmal entgegnete der junge Mann, den die wiederholten Fragen schon ganz verschüchtert hatten: „Zdrski."

„Diable!" brach jetzt der Direktor los, „wenn Sie nix könn' als nies', immer nur nies', nix Sie könn' sing'! Ick Sie brauck auf der Theater zu sing', nick zu nies'! Mack Sie fort!" C. Sp.

Bestrafter Vorwitz. — In London befindet sich ein Raritätenkabinett, in welchem auch die Guillotine gezeigt wird, welche zur Enthauptung Ludwigs XVI. diente. Ein junger Engländer, welcher die Abteilung, in welcher sich die Guillotine befindet, das sogenannte Zimmer des Schreckens, besuchte, behauptete nun, daß die Art von Joch, durch welche der Hinzurichtende im Ausschnitt festgehalten wird, unmöglich stark genug sein könne, einer kräftigen Anstrengung des Festgehaltenen zu widerstehen. Um diese seine Behauptung zu erhärten, legte er sich, als sich die Besucher aus dem Gemache entfernt hatten, in den Einschnitt und ließ das erwähnte Joch auf sich herab. Bei dem Versuche, dasselbe wieder zu heben, bemerkte er jedoch zu seinem Schrecken, daß das Fallbeil sich zu senken begann. Der Gefahr ausgesetzt, seine Kraftstudien in einer Weise beendigen zu müssen, welche ihn überhaupt außer stand gesetzt hätte, wie immer ge-

artete Erfahrungen noch in diesem Leben machen zu können, wartete er bangen Herzens auf den Moment seiner Erlösung. Endlich schien derselbe gekommen; einige Besucher traten ein, und flehentlich bat sie der Gefangene, ihn zu befreien. Leider waren es Fremde, die seine Bitten nur unvollkommen verstanden und der Meinung waren, seine Stellung diene nur zur deutlicheren Versinnbildlichung der Thätigkeit der gefährlichen Maschine. Nachdem sie mit sichtbarer Befriedigung diese, sowie den Ausdruck der Angst in dem jammervollen Gesichte des Gefangenen bemerkt und bewundert hatten, entfernten sie sich und überließen den bedrohten Kunstforscher der Bedenklichkeit seiner Lage, aus welcher er erst nach mancher qualvoll durchlebten Minute durch einen Aufseher befreit wurde. C. T.

Eine Taufe im Löwenkäfig. — Trauungen im Löwenkäfig sind bei den amerikanischen Tierbändigern bereits keine Seltenheit mehr, sondern wurden wiederholt zum Zwecke der Erregung von Sensation und Erzielung einer fetten Einnahme in Zirkussen und Menagerien ausgeführt. Auch der Löwenbändiger Taylor — Captain Taylor ist sein Artistenname — heiratete im Beisein seiner vierfüßigen Bestien vor etwa zwei Jahren, und da die Einnahme dabei glänzend ausfiel, so kam das junge Paar auf die Idee, auch die Taufe ihres ersten Kindes im Löwenkäfig vornehmen zu lassen. Diese sensationelle, echt amerikanische Vorstellung fand kürzlich in Fillis' Zirkus statt, und die Photographie hat dieses in der Welt der fahrenden Leute jedenfalls epochemachende Ereignis gebührend verewigt. Unser Bild ist eine getreue Wiedergabe der aufgenommenen Photographie. Wir sehen darauf den Löwenkäfig, dessen linke Hälfte die Taufgesellschaft einnimmt, während in der rechten die Löwen in drohender Haltung die Zuschauer abgeben. Der Effekt auf das massenhaft herbeigeströmte Publikum war großartig. Ganz links steht der englische Pfarrer, der Reverend Cook, mit dem Täufling im Arm, neben ihm Frau Taylor; ganz rechts der Löwenbändiger Taylor und sein Gehilfe. Auch die beiden Zeugen im Hintergrund sind Größen des Zirkus. Die Zeremonie nahm einen vom Gebrüll und den Sprüngen der Löwen, wie von den Hochrufen und dem Beifallsgeschrei der tausendköpfigen Zuschauermenge begleiteten,



Nach einer Photographie von Lee & Co.

Eine Taufe im Löwenkäfig.

aber sonst völlig ungestörten und für die Eltern des Täuflings äußerst erfreulichen Verlauf. Geschenke regneten förmlich von allen Seiten auf das Elternpaar und ihren Sprößling herab, und „Captain" Taylor hat sicherlich bedauert, daß man ein Kind nur einmal taufen kann, und daher eine Wiederholung der Darstellung unmöglich ist. F. Z.

Etwas über Körperpflege. — Der Schwerpunkt der Heilkunde rückt langsam, aber sicher von den Bestrebungen zur Heilung von Krankheiten vor zu den Bemühungen zur Vorbeugung von Krankheiten. Man sucht die Gesundheit des Körpers so zu kräftigen, daß er von vornherein den Krankheiten widersteht.

Besonders bethätigt sich die vorbeugende Körperpflege auf drei Spezialgebieten: Zahnpflege, Haarpflege und nach und nach auch Schönheitspflege.

Wie oft mußten wir Aerzte früher den Vorwurf hören, daß wir nicht einmal im stande seien, den Zahnschmerz zu heilen. Heute hütet sich der Gebildete, diesen Vorwurf auszusprechen, denn er weiß sich selbst schuldig, wenn er Zahnschmerz hat. Er hat eben die Zahnpflege vernachlässigt. Früher bestand die ganze Zahnheilkunde im Zahnziehen und war mehr Sache der Barbiere als der Aerzte. Heute sind in Deutschland einige tausend Zahnärzte und Zahntechniker bemüht, durch Zahnpflege uns die Zähne zu erhalten und selbst den schadhaft gewordenen eine längere Lebensdauer zu sichern.

Auf den gleichen Standpunkt ist man hinsichtlich der Haarpflege gelangt. Die Inserate, welche unfehlbare Haarwuchsmittel ankündigen und welche den buschigen Haarschmuck der Jugend wieder auf des Hauptes kahle Wölbung zurückzuzaubern versprechen, nehmen ab. Man ist zu intelligent dafür geworden. Man glaubt nicht mehr an derartige Zauberkräfte, weil man sie nicht zu verstehen vermag. Aber was man heute versteht und schätzt, das ist auch hier wieder die Haarpflege, die Fürsorge, daß das Haar (beziehungsweise der Haarboden) gut ernährt wird und demgemäß der Haarboden längere Zeit Haare hervorbringt. Man weiß: wer sein Haar pflegt, kann hoffen, es lange zu erhalten; wer es nicht thut, wird es wahrscheinlich verlieren, und wer es verloren hat. dem giebt kein Geheimmittel das Verlorene wieder.

Nicht anders ist es mit der Schönheitspflege. Die Schönheitselixire, die Zaubertränke, welche eine ewige Jugend bewirken sollen, gehören der Vergangenheit an. Man sieht zu klar ein, daß ein Mittel, innerlich oder äußerlich angewandt, den anatomischen und physiologischen Zustand der Haut nicht revolutionieren und nicht die Hautbeschaffenheit und mit ihr die Schönheit der Jugend ins Antlitz zurückzaubern kann. Allgemein sieht man klar ein: wer schön bleiben oder wer schön werden will, muß durch Schönheitspflege dafür sorgen.

Neue Ideen schaffen neue Mittel; der Theorie folgt die Praxis. Nachdem sich in der gebildeten Welt allmählich diese Erkenntnis von der Nutzlosigkeit kosmetischer Geheimmittel und von der Notwendigkeit hygieinischer Schönheitspflege Bahn gebrochen hat, kann die Errichtung von Instituten zur Schönheitspflege nur eine Frage der Zeit sein. Die Sache hat insofern eine soziale Bedeutung, als die praktische Ausübung der Schönheitspflege für sehr viele junge Damen ein neuer lohnender Berufszweig sein kann und sein wird. Dr. med. Sch.

Träume sind Schäume. — Als Kaiser Wilhelm I. die Berliner Hygieineausstellung (1882) besuchte, zeigte man ihm einen Becher, aus dem er im Jahre 1865 während seines Aufenthaltes in Karlsbad getrunken hatte. Lange betrachtete der Kaiser den Becher und schien in tiefes Sinnen versunken. Später erzählte er: „Als ich damals in Karlsbad zur Kur weilte, hatte ich eines Nachts einen merkwürdigen Traum. Ich sah mich, wie es regelmäßig jeden Morgen geschah, zum Brunnen gehen, aber auffallenderweise reichte mir dort nicht wie bisher ein Mädchen, sondern ein ernster, ja finsterer Mann den Becher. Schon wollte ich ihn an die Lippen setzen, als er mir zurief: „Trink nicht, es ist Gift darin!“ In diesem Augenblick wachte ich auf. Am anderen Morgen wanderte ich — offen gestanden in einer doch etwas nachdenklichen Stimmung — zum Brunnen und fuhr zusammen, als mir wirklich kein Mädchen, sondern ein ernster Mann den Becher hinhielt. Eine kleine Weile zögerte ich, aber dann nahm ich mich zusammen, da ich von Träumen nichts halte, und trank den Becher auf einen Zug aus. Und Sie sehen, es ist mir nichts geschehen.“ D.

Isländische Wäsche. — Die Hausfrauen von Reykjavik, der Hauptstadt der fernen nordischen Insel Island, haben es gut, denn die Plage, die ihren deutschen Geschlechtsgenossinnen die „große Wäsche" macht, kennen sie kaum, und die Beschaffung von heißem Wasser kostet keinen Pfennig, denn es wird von der Natur in ungemessener Menge gratis geliefert. Dem vulkanischen Boden Islands entspringen zahlreiche heiße Quellen, dicht bei Reykjavik



Isländische Wäscherinnen an einer heissen Quelle bei Reykjavik.

ist eine solche, und an dieser versammeln sich, wie unser interessantes, nach einer Photographie hergestelltes Bild zeigt, jede Woche die Hausfrauen des Städtchens, um ihre Wäsche zu kochen. Das Wasser ist so heiß, daß man am Ausfluß der Quelle nicht die Hand hineinhalten kann. Merkwürdigerweise fließt die heiße Quelle dicht bei ihrem Ursprung eine Strecke parallel einem kalten Bächlein, und so ist diese natürliche Waschstätte aufs allerbeste zu dem Zwecke eingerichtet, zu dem man sie benutzt; heißes

und kaltes Wasser stets zur Hand und jede beliebige Temperatur durch Mischung im Holzzuber jederzeit leicht herzustellen. So hat selbst das ärmste Land stets irgend einen Vorzug, um den es die Bewohner des reichsten beneiden können. F. Z.

Die ersten Steuern in Deutschland. — Unsere Altvordern waren nicht allzusehr geneigt, Abgaben zu zahlen, und es war gut für sie, daß Steuerexekutoren und moderne Vollziehungsbeamte für sie zu den unbekannten Begriffen gehörten. Im großen fränkischen Reiche hatte sich der Satz ausgebildet und tief in das Rechtsbewußtsein des Volkes eingelebt, daß es eines freien Mannes unwürdig sei, Abgaben zu zahlen. Nur der Hörige zahlte sie an den Herrn, in dessen Gefolge er stand. Wollte ihn der Landesherr „schatzen", so mußte der Freie um Erlaubnis gefragt werden, und erst allmählich entwickelte sich in Deutschland das allgemeine Besteuerungsrecht. Die erste Reichssteuer, der sogenannte „gemeine Pfennig", wurde im Jahre 1422 vorgeschlagen und 1427 bewilligt.

Gut herausgebissen. — Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant speiste eines Mittags beim Gouverneur der Provinz Preußen, dem Herzoge Peter August Friedrich von Holstein. Die Gesellschaft plauderte nach Tisch über die im Nebenzimmer weilenden Frauen, und bald beteiligte sich auch Kant an diesem Gespräch und sagte mit feinem Lächeln: „Die Frauen sind wie das Echo, denn sie behalten stets das letzte Wort. Sie sind aber auch wie die Schnecke, denn sie tragen alles, was sie haben, mit sich herum, und sie sind wie die Turmuhr, denn was sie reden, weiß die ganze Stadt."

Die eben wieder eintretenden Damen waren entrüstet über diese Vergleiche und warfen dem Philosophen wütende Blicke zu.

Das merkte er und fuhr fort: „Das paßt natürlich nicht ganz auf Sie, meine Damen. Allerdings gleichen auch Sie dem Echo, denn Sie sind stets das Echo Ihres Gemahls, Sie gleichen der Turmuhr, weil Sie so pünktlich sind wie diese, und gleichen der Schnecke, die häuslich ist wie Sie." D.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1440

